

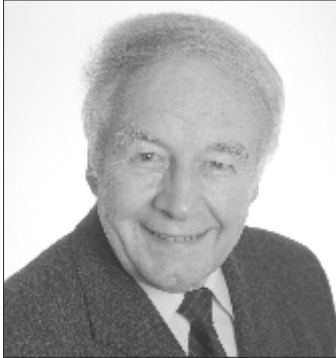
Neuerer: Johannes Calvin

Am 10. Juli jährt sich sein 500. Geburtstag

Informationsbrief
Nr. 61/3-2009
für
Juli
August
September



Monatsspruch August 2009:
Der Herr segne dich und behüte dich;
der Herr lasse sein Angesicht leuchten über
dir und sei dir gnädig;
der Herr hebe sein Angesicht über dich
und gebe dir Frieden.
4. Mose 6,24-26



Grußwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Sie halten einen neuen, größeren, neu gestalteten ESW- Informationsbrief in Händen. Das Evangelische Seniorenwerk hat beschlossen, sich auch äußerlich an seinen Kraftquell und Sinnstifter „Diakonisches Werk“ anzunähern. Das Diakonie-Signet mit seinen Blau-Tönen soll von jetzt an und künftighin auch von den Aktivitäten des ESW künden.

Dies trifft sich gut mit dem Leit-Thema dieser beiden ESW- Informationsbriefe der zweiten Jahreshälfte 2009. Wir möchten mit mehreren Beiträgen an die Aktivitäten um den Fall der Mauer und der Grenzzäune erinnern, die in diesen Sommer- und Herbst-Monaten vor zwanzig Jahren 1989 den Weg zur Deutschen Einheit bereiteten. Furchtlose Christen waren bei den berühmten „Montagsdemos“ in vorderster Linie unter dem Motto „Schwerter zu Pflugscharen“ treibende Akteure dafür, dass ein verhasstes Regime in die Knie gezwungen wurde. Einige berichten uns heute, wie es ihnen damals erging. Dieser ESW-Informationsbrief erhält deshalb ihr damaliges Motto.

Christen wissen, dass menschliche Ordnungen vorläufig sind. So wird in einem Beitrag deutlich, dass ein bekennender Christ aus Dresden bereits 1984 das Ende der DDR voraus gesehen hat. Auch dem französischen Reformator Johannes Jean Calvin, dessen Geburt vor 500 Jahren 1509 wir gedenken, war die Vorläufigkeit der überkommenen kirchlichen Ordnung bewusst. Er konzipierte mit seinen Mitstreitern von Genf und Straßburg aus neue Formen gemeindlichen Miteinanders, hielt aber ebenso auch staatliche Ordnungen als von Christen für hinterfragbar.

So erfahren wir in dieser zweiten Hälfte dieses ökonomisch krisenanfälligen Jahres 2009 einiges von der Kraft des Paulus-Wortes im ersten Korintherbrief, Kapitel 15, Vers 51, wonach „wir alle verwandelt werden“. Mit unserer neuen Sicht werden dann auch kirchliche und staatliche Ordnungen verändert werden können. Dass dies eine Wandlung zum Besseren bringen möge, wie vor zwanzig Jahren in Deutschland, das hofft mit Ihnen

Ihr

Kurt Wittenbecker

Inhalt

- 2 Grußwort
- 3 Inhalt
- 4 Andacht

Kurzgeschichte

- 6 Das Rätsel der Sphinx

Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

- 9 Johannes Calvin
- 18 Calvin und die Straßburger Erfahrung
- 20 Den Heiligen abhold
- 22 Hier war ein Schmied
- 23 Montagsdemos gab es auch danach
- 28 Das Ende der DDR fünf Jahre vorher prophezeit
- 32 Brücke über die Zonengrenze
- 33 Wenn der Damm gebrochen ist

Aktuelle Seniorenthemen

- 39 Das Soziale in der Postmoderne
- 41 Die Pflege braucht Fachkräfte
- 42 Von der Minutenpflege wegkommen
- 44 Mehr Zuwendung für Demente
- 46 Mehr Transparenz in der Pflege
- 48 Alters-Normalität im Vormarsch

Aus den Evangelischen Seniorenwerk

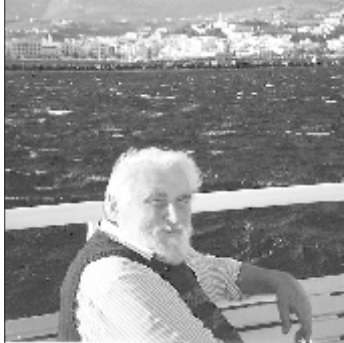
- 50 Mit Senioren Zukunft gestalten
- 50 Diakonischer Einheit verpflichtet
- 51 Den Mut von gestern auch für morgen
- 52 Zwischen Bach und Bridge
- 53 Auf Luthers Spuren
- 54 Das versöhnte Leben stärkt die Seele
- 55 Leserbrief an die Redaktion

Hinweise und Mitteilungen

- 56 Für Sie gelesen
- 59 Impressum



Andacht von
Pfarrer i. R.
Klaus Dieter Härtel
Bad Münster-Ebernburg



„Der HERR segne dich...“ Gedanken zum Monatsspruch für August 2009

Als Joseph gestorben war und alle seine Brüder und alle, die zu der Zeit gelebt hatten, wuchsen die Kinder Israel in Ägypten und zeugten Kinder und mehrten sich und wurden überaus stark. So beginnt das zweite Buch Mose.

Ein neuer Pharao, der nichts von Joseph wusste, kam in Ägypten zur Macht, und weil er befürchtete, dass das starke Volk Israel im Falle eines Krieges sich zu den Feinden Ägyptens schlagen könnte, unterdrückte er die Israeliten mit Zwangsarbeit und Frondienst. Ja, wenn Israels Frauen Söhne zur Welt brachten, sollten sie getötet werden, die Töchter durften leben.

Wieder wurde ein Sohn, „ein feines Kind“, geboren. Drei Monate lang konnte die Mutter ihren Sohn verbergen. Als das nicht länger möglich war, „machte sie ein Kästlein von Rohr und verklebte es mit Edelharz und Pech und legte das Kind hinein und setzte das Kästlein in das Schilf am Ufer des Nils.“

Die Tochter des Pharao sah das Kästlein, ließ es holen, und als sie es öffnete, weinte der Kleine. „Da jammerte es sie“, und weil sie wusste, dass es ein Kind aus dem Volk Israel war, nahm sie es in den Palast. Die eigene Mutter, als israelitische Amme eingesetzt, konnte ihren Sohn großziehen. „Als das Kind groß war“, gab sie es der Tochter

des Pharao, die nahm den jungen Mann als ihren Sohn an und gab ihm den ägyptischen Namen Mose. Das ist „der aus dem Wasser Gezogene“.

Mose wurde im Zentrum der ägyptischen Macht erwachsen. Er lernte beide Welten kennen, weil er die Liebe seiner israelitischen Mutter erfahren durfte. Bald sah er, dass sein Volk zu Sklavendiensten degradiert war, und als er erlebte, dass ein Ägypter einen Israeli prügelte, wurde er so zornig, dass bei ihm alle Sicherungen durchbrannten und er den Ägypter erschlug. Das wurde bekannt. Die eigenen Landsleute stellten sich gegen Mose, weil sie fürchteten, nun noch stärker unterdrückt zu werden. Weil der Pharao nach Moses Leben trachtete, musste er fliehen und machte die Erfahrung „mit unsrer Macht ist nichts getan“.

Viele Jahre später gab Gott dem Totschläger Mose den Auftrag, zu dem neuen Pharao zu gehen, der das Volk Israel wie sein Vorgänger nach wie vor unterdrückte, und zu fordern: Lass das Volk Israel frei!

Mose ahnte die ungeheure Belastung und wehrte sich gegen die göttliche Beauftragung: „Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehe?“ Ja, seine eigenen Landsleute werden zweifeln: „Sie werden mir nicht glauben und nicht auf mich hören.“

Gott ließ sich davon nicht beeindrucken; er sicherte Mose zu, dass er ihn begleiten und die nötige Kraft geben wird. Weil Mose unsicher war und davon ausging, die Aufgabe nicht lösen zu können, nahm er seinen Bruder Aaron als Begleiter mit. Wie vermutet, war der Pharao nicht bereit, die Kinder Israels ziehen zu lassen. Zehn Plagen erschütterten Ägypten; erst nach der grausamen zehnten Plage - das Sterben der Erstgeburt - ließ der Pharao die Israeliten ziehen.

Als bald jagte er ihnen nach, um den Abzug zu verhindern. Doch Gott brachte die Israeliten trockenen Fußes durch das Schilfmeer. Dagegen ging das gesamte ägyptische Heer in den Wasserfluten unter. Nun waren die Israeliten wirklich frei; sie jubelten und dankten Gott und lobten Mose. Die Freiheit führte in die Wüste. Dort fanden sie

zunächst kein Wasser, die Hitze quälte. So begährten sie alsbald gegen Mose auf. Ja, sie sehnten sich zurück nach den Fleischtöpfen Ägyptens. Da erbarmte sich Gott, ließ Brot vom Himmel regnen, auch Wasser wurde gefunden.

Später stieg Mose auf den Berg Sinai, um die Zehn Gebote Gottes zu empfangen. Das dauerte eine lange Zeit, das Volk glaubte nicht mehr, dass Mose heil vom Sinai überhaupt zurückkehrt, und so schufen sie sich nach ägyptischem Vorbild ein Goldenes Kalb. Das sollte ihr Gott sein, der sie begleitet und geführt hatte. Mose, vom Sinai kommend, sah das unsägliche Treiben, und wieder erfasste ihn der Jähzorn. Er zerschmetterte die göttlichen Tafeln und ließ das heidnische Götzenbild einschmelzen.

Als Gott selbst an die Vernichtung seines Volkes dachte, bat Mose für seine Landsleute um Gnade, die ihm und dem Volk gewährt wurde. Vierzig Jahre blieb das Volk Israel in der Wüste, ehe es in das versprochene Gelobte Land ziehen durfte. Mose konnte das Land vom Berg Nebo aus sehen, aber er durfte nicht hinein. Zuvor beauftragte ihn Gott, Aaron und seinen Söhnen den Segen Gottes zu sagen:

Der HERR segne dich und
behüte dich.
Der HERR lasse sein Angesicht
leuchten über dir und sei dir
gnädig.
Der HERR hebe sein Angesicht
über dich und gebe dir Frieden.

Diesen Aaronitischen Segen hat Gott befohlen. Mose durfte ihn weitergeben. Mose - ein Mensch schillernd, widersprüchlich. Und doch hat Gott Mose nicht fallen gelassen. Dreimal wird der HERR angerufen.

ER segne und behüte dich
ER lasse sein Angesicht über dir leuchten
ER hebe sein Angesicht über dich.

Wenn am Ende unseres Gottesdienstes angekündigt wird: „Lasst uns um den Segen Gottes bitten“, dann ist das nicht korrekt. Der Aaronitische Segen ist keine Bitte, sondern ein Versprechen Gottes. „Ihr sollt meinen Namen auf die Kinder Israel legen, dass ich sie segne“, heißt es direkt nach dem Segenswort. Das will sagen: Gott der Schöpfer und Vater tut uns Gutes und beschenkt uns.

Konkret: Er behütet in Gefahren und bewahrt vor Schlimmem.

Er ist gnädig. Er ist nahe, schaut mit leuchtendem Angesicht freundlich und rettet. Wenn Gott sein Angesicht über uns erhebt, stärkt, tröstet und festigt Er Menschen. Er ist nicht gegen uns, sondern schenkt uns seinen Frieden. Dietrich Bonhoeffer hat das an Silvester 1944 so ausdrücken können:

„Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist bei uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“

Der ewige Gott und HERR, der an Ostern dem Tod die Macht genommen hat und Jesus Christus auferstehen ließ, handelt. Er stellte Israel unter seinen Segen, und durch den auferstandenen Christus, den einzigen Hohepriester, spricht Er uns Christen den Segen zu.

Segen und segnen kommen aus dem Altgermanischen „das Zeichen des Kreuzes machen“ und aus dem Lateinischen „signum“ (Zeichen). Seit alter christlicher Zeit gehört zum Segnen das Kreuzeszeichen, das Kreuz, von dem Gott seinen Christus aus dem Tod ins Leben holte:

Gott der Vater segnet und behütet dich
Gott der Sohn ist dir gnädig
Gott der Heilige Geist gebe Frieden in seiner
Kirche und in dieser Welt.



François-Xavier Fabre - Oedipus und die Sphinx - 1808 - Dahesh Museum of Art, New York

Das Rätsel der Sphinx Eine Kurzgeschichte von Dieter Spazier

Christina Luck gewidmet, einer zu
früh Verstorbenen

Ob wir es eine Zeitenwende nennen, oder ob wir bescheidener sind und uns einfach auf den Weg machen, danach zu suchen, was wir als das Beste aus der Situation machen, in der es immer mehr alte Menschen gibt und der Zusammenhang zu den immer weniger jungen verloren zu gehen droht. Auf Worte darf es nicht ankommen. Immerhin, was dahinter steckt, trägt die wissenschaftliche Bezeichnung Demografie und ist Be-

standteil des normalen landläufigen Sprachgebrauchs geworden.

Es soll auch in einem Artikel wie diesem nicht intellektuelle Phrasendrescherei betrieben und analysiert werden. Sondern sich nur etwas besonnen.

Was geschieht zwischen uns Menschen, von denen immer mehr zwischen 50 und 100 alt werden? Das sind, anders als noch vor etwa 30 Jahren, heutzutage vier Generationen nebeneinander. Die Einsicht wächst vielleicht weil es eine Notwendigkeit ist, dass neue Formen des Zusammenlebens gebraucht werden. Der Befund bisher war das Gegenteil: die Lebensalter sind auseinander gedriftet und hatten verlernt, miteinander zu sprechen. Und, was darüber hinaus

bestimmt wichtiger ist: sich im Handeln zusammen zu finden. Das neue Fremdwort muss die Bezeichnung einer alltäglichen Wirklichkeit unserer Gesellschaft werden: Interaktion der Generationen.

Alle sind wir Menschen auf dem Wege. Pilgerschaft zwischen einem Woher? Zu einem Wohin? Das Quo vadis? Wie vor mehreren tausend Jahren stellen sich die je und je gleichen Fragen. Was ist der Mensch, was soll er, was kann er? Daran ändert die große Zahl kaum etwas. Außer wohl die Dringlichkeit, mit der sich die Aufgaben stellen, nachdem die Erdbevölkerung von rund 300 Millionen um die Zeitenwende (1 n. Chr.) auf heute 6,7 Milliarden angewachsen ist und weiter zunimmt.

So fortgeschritten wir uns vorkommen, so ist es doch nur ein kleiner Schritt zurück ins alte Hellas, das wir zu recht als die Wiege unserer abendländischen Kultur ansehen. Es ist keine Flucht, und wir wollen keine Romantiker sein. Wie heute gab es damals das Leben in Familien und kleinen Gruppen, es gab den Staat, im vierten vorchristlichen Jahrhundert, das wir besuchen wollen, die bis in die Gegenwart modellhafte erste Demokratie, aber sie waren auch schon da als die Geißeln der Menschheit: Seuchen, Kriege, Verbrechen. Der erste der (nach Karl Jaspers) vier großen Menschen (vor Buddha, Konfuzius und Jesus) war Sokrates (469-399 v. Chr.). Im Herzen ein Christ. Ihm voraus lebte und schrieb der griechische Tragödiendichter Sophokles. Wie kaum ein anderer hat er am Übergang von der Vielgötterreligion zum Monotheismus in zwei unübertroffenen Dramen, nämlich „Ödipus Tyrannos“ und „Ödipus auf Kolonos“ den Menschen und sein Schicksal in der Welt gezeichnet. Die beiden Stücke verbindet und trennt eine Geschichte, von der einige berichtet haben, und die wir sogleich in den Hauptlinien nacherzählen wollen. Vorausschicken wollen wir zur Vergegenwärtigung dessen, was über das Werden des Menschen und sein Los in der Welt damals gewusst worden ist, das Folgende. Die olympischen Götter haben

den Titanen Prometheus den Urmenschen erschaffen lassen. Der sollte, anders als die Götter, sterblich und unwissend sein. Prometheus übertrat seinen Auftrag und ließ, indem er den Menschen das Feuer brachte, diese gegen den Willen der Götter, auch am Geist teilhaben. Dadurch nur konnten sie überleben. Aber die zornigen Götter bestraften dafür nicht nur Prometheus, den sie an einen Felsen des Kaukasus anpöhlten und täglich einen Adler die unsterbliche Leber herausfressen ließen (die immer nachwuchs), sondern sie strafen auch die Menschen, über die sie Pandora listenreich eine Büchse mit Tod und Krankheiten ausschütten ließen (aber die Hoffnung, Elpis, darin beließ). So sind die göttergleich unsterblich gewesenen Menschen wieder sterblich geworden.

Wir wissen, dass die alttestamentarische Schöpfungsgeschichte, dieser polytheistischen Sage nicht unähnlich, den Menschen ebenfalls wegen Ungehorsams gegen Gott am Baum der Erkenntnis essen ließ und zur Strafe aus dem Paradies vertrieb und dann für ewig schuldig und sterblich gemacht hat. Der Mensch war Gottesgeschöpf und zugleich durch Krankheit und Tod hilflos und bedroht. Das auch sind Grundzüge, wie sie den Menschen Ödipus Tyrannos bei Sophokles prägen. Ödipus war das Werkzeug der Götter und musste (ohne ihn zu kennen) seinen leiblichen Vater Laios ermorden, um danach die Stadt Theben von der Sphinx (Ungeheuer) zu befreien, mit der eigentlich Laios wegen seiner Verbrechen bestraft werden sollte. Ödipus wusste auch nicht, dass er den König Thebens erschlagen hatte. Das Rätsel der Sphinx lautete: „Was besitzt eine Stimme, vier, zwei und drei Füße und ist umso schwächer, auf je mehr Füßen es geht?“ Ödipus wusste die Antwort: Der Mensch. Als Lohn erhielt er Laios' Witwe Jokaste zur Frau (die seine ihm ebenfalls nicht bekannte leibliche Mutter war) und wurde Thebens neuer König. Ein delphisches Orakel hatte sich damit erfüllt. Aber die nächste Strafe war eine verheerende Pest in Theben, die nur aufhörte, wenn Laios' Mörder gefunden und geblendet würde.

Die Fahndung hatte Ödipus selbst geführt und mit Hilfe der Hinweise des blinden Sehers Teiresias sich als den Täter ermittelt und durch Selbstblindung bestraft. Das war das erste Ödipus-Drama, mit dem Sophokles (495 bis 405 v. Chr.) als Heroe in Athen mehrere von insgesamt 18 Großen Dionysien (Theaterwettbewerbe) gewann. Es ist erzählt worden, dass seine neidischen wie auch geldgierigen Söhne und Enkel den alt Gewordenen vom Staat entmündigen lassen wollten. Da zog der über 90jährige sein soeben fertig gestelltes Manuskript aus der Tasche: „Ödipus auf Kolonos“. Ein Meisterwerk, das ein Verrückter oder Demenzkranker nie zu schreiben vermocht hätte. Diese Tragödie gilt bis heute als wundersam, aber auf jeden Fall sehr tiefgründig. Ihr Held war zu einem anderen Menschen gewandelt worden. Und die Götter hatten ihre Einstellung geändert: ihr Orakel verlangte nun, dass Ödipus gerettet und geehrt werde. Der Gegensatz Gott-Mensch wurde aufgehoben. Es gab nun eine gütige Gottheit, die sich des Menschen erbarmt und ihn begnadet. Der Christen-Gott wirft seinen Schatten voraus.

In diesem kurzen Beitrag, in dem eine alte Geschichte zur Sprache gebracht wird, die, was den Menschen auf seiner Pilgerschaft betrifft, sich so auch in unserer Gegenwart dürfte zutragen können, sollen die vielen Gedanken ungesagt bleiben, die sich der Theologie stellen. Der Autor will aber aus seiner eigenen sehr eindrücklichen Erfahrung als Psychiater in einem sehr großen deutschen Gesundheitsamt gern ergänzen und anprangern, wie erschreckend wenig sich in zwei Jahrtausenden geändert hat. Ihm lagen zahlreiche Anträge zur Begutachtung auf dem Tisch, die das Vormundschaftsgericht brauchte, um von ihren Kindern und Enkeln als unzurechnungs- und vor allem geschäftsunfähig denunzierte alte Menschen entmündigen und in die psychiatrische Anstalt einweisen zu lassen. Die Nachkommen hatten, selbst dem high life in den USA, in Canada oder sonst an neuparadiesischen Orten der Erde frönend, vielfach seit Jahren ihre Eltern und Großeltern nie mehr be-



Pilger. Aquarell von Ingrid Spazier

sucht; sie hatten sich ihrem Interesse dienende Lügenberichte von heimischen Nachbarn besorgt und diese ihren „besorgten“ Eingaben beigefügt. Bei Hausbesuchen (die der Autor statt der notorisch gewordenen Begutachtung nach Aktenlage wieder eingeführt hatte) ergab sich in neun von zehn Fällen, dass mündigkeitsrechtliche Maßnahmen unbegründet waren. (Natürlich durfte es nicht eines so schlagenden Beweises wie beim alten Sophokles bedürfen.) Was mehr denn je Not tut, ist gewiss, dass sich in einer veränderten Welt mit nicht nur zahlreicher werdenden älteren Menschen, sondern mit der unverkennbaren Ausbildung eines vierten Lebensabschnittes bei so klarem Kopf wie ihn vor hundert Jahren eben noch 50jährige hatten, es dringend notwendig ist, dass die gleichzeitig lebenden vier Generationen Verständnis füreinander entwickeln. Verständnis nicht für Objekte der Sorge oder für Menschen, bei denen sich

wegen der Finanzierung von Sozialbudgets entschuldigt werden müsste. Wir haben einen Geist und ein Ethos nötig, durch die sich die gemeinsame Gesellschaft so wandelt, dass eine tolerante, produktive, dadurch zuletzt gewiss auch an Wissen und Einsicht reichere Interaktion und Kooperation der Generationen entstehen kann. Quo vadis? Dahin muss der Weg führen.

JOHANNES CALVIN

Der Flüchtling als Reformator

Dr. K. Dieterich Pfisterer, Stuttgart.



Calvinportrait von René Boyvin

Der Einfluss

Johannes Calvin starb im Jahre 1564 mit 55 Jahren in einem Alter, für das wir Programme wie „55 Plus“ auflegen, um Frauen und Männer frühzeitig auf die lange Zeit des Ruhestandes ab 65 vorzubereiten! Johannes Calvin, im kommenden Juli vor 500 Jahren geboren, ist bekannt als Reformator der Stadt Genf, doch sein Rat war weit darüber hinaus gesucht und sein Einfluss war europaweit, wie etwa die Druckgeschichte seiner Werke zeigt. Bereits in den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts gab es schon bis zu 134 Ausgaben seiner Werke. Calvin gehört noch zu den Autoren der Reformationszeit, die sowohl lateinisch als auch in ihrer Muttersprache schrieben. An der Spitze der regional verbreiteten Werke stehen die französischen Ausgaben, in weitem Abstand gefolgt von den englischen und wiederum mit deutlichem Abstand gefolgt von deutschen Übersetzungen. Für die Niederlande allein gab es zu seinen Lebzeiten bereits fünfzehn Übersetzungen. Italien, Spanien, Polen und Tschechien folgen mit einigem Abstand. Es hat im Bereich der französischen Reformation niemand anderen gegeben, der so sprachgewaltig, kompromisslos und wirkungsvoll die fundamentale Kritik an den Missständen in der katholischen Kirche vorgetragen hat wie Calvin.

Mit der Veröffentlichung seines Werks Unterricht in der christlichen Religion 1536 wurde Calvin mit einem Schlage berühmt und zu einem anerkannten Sprecher der reformatorischen Bewegung. Mit allem, was er auch von Martin Luther, und Martin Bucer gelernt hatte, versuchte er die Ziele der Reformation kurz, klar und unmissverständlich darzustellen. Die ursprünglich keineswegs aussichtslose Absicht mit diesem Unterricht, den französischen König, dem dieses Buch gewidmet war, zu gewinnen, schlug fehl. Durch zahlreiche Überarbeitungen und Erweiterungen bis in seine letzten Lebensjahre hinein, wurde dieser Longseller die wichtigste und einflussreichste Gesamtdarstellung eines Protestantismus, der die Reformation der Lehre und die Reformation des Lebens in einem theologischen



Calvins Frau Idelette de Bure

Wurf so verbindet, dass in der Synthese ein Lehr- und Erbauungsbuch entsteht.

Der Mensch

Für einen Mann von dieser öffentlichen Bedeutung wissen wir wenig über die Person selbst. Einerseits ist Calvins ganzes Bestreben darauf gerichtet, die Person hinter seinem Werk zurücktreten zu lassen, andererseits machen ihm Ungeduld, Reizbarkeit und Zorn ein um das andere Mal einen Strich durch die Rechnung. Einerseits tritt uns ein Mann entgegen, der sich selbst und anderen bis an den Rand der Kräfte Disziplin abverlangt, andererseits kann er dem vertrauten Freunde seine ganze Not und seine Verzweiflung offenbaren, als der Tod ihm seine geliebte Ehefrau und ihren Sohn entreißt. Er hat nicht mehr geheiratet. Calvin hat wie wenige andere zu den tiefgreifenden, umstürzenden Veränderungen in Frankreich am Beginn der Moderne beigetragen. Sein Leben lang hat er energisch beteuert, dass die himmlische Heimat die wahre Hei-

mat des Christen sei. Und doch hat er sichtbar darunter gelitten, dass er als Exiliierter fern der Heimat leben musste. Calvin war seit seinem 25. Lebensjahr ein um des Glaubens willen verfolgter Flüchtling. Kaum war er der Verfolgung entronnen, sah er sich an seinen Zufluchtsorten Vorurteilen gegen Fremde ausgesetzt, die mit der Zahl der zunehmenden Flüchtlinge nicht weniger wurden. Dieses Leben in dem Bewusstsein, ein Exiliierter zu sein, hat auch Spuren in seinem Werk hinterlassen.

Die Bibel als Lebenswelt

Calvin wollte in erster Linie Ausleger der Schrift und als solcher auch Prediger sein. Seine Predigten wurden regelmäßig von jemandem mitgeschrieben, zu jedem Buch der Bibel mit Ausnahme der Offenbarung des Johannes hat er zu Lebzeiten einen Kommentar publiziert. Der Verfasser nimmt diese Kommentare heute noch gerne zur Hand, Das Interesse an der Heiligen Schrift und die Leidenschaft sie auszulegen verbindet über die Zeiten. Calvins Auslegungen sind wie eine Werkstatt und nicht jedes der Werkstücke findet auch den Weg ins theologische System. Als Jurist hatte Calvin eine Ausbildung auf der Höhe der Zeit und gehörte einer immer einflussreicher werdenden Berufsgruppe an. Dennoch sah er die Heilige Schrift als eine intellektuelle und spirituelle Herausforderung, ja fand sich in ihre Gedankenwelt hinein. Sie wurde ihm zu einer zweiten Heimat, die erste war ihm genommen worden. Sich in diesem Umfang und mit dieser Intensität auf die Bibel einzulassen, gehört heute nicht mehr zu den Bildungszielen der Gebildeten. Die Leidenschaft, die Calvin für die Auslegung der Bibel entwickelte, war für ihn eine Lebenshaltung, die uns fremd geworden ist. Dieses Fremde zu achten und es nicht zu ignorieren, ist ein Schritt auf dem Weg zum Verständnis einer Schicht von Calvin, die wir allenfalls oberflächlich kennen.

Lebensstationen: Der Jurist

Johannes Calvin wurde 1509 in Noyon, 100 km

nördlich von Paris geboren und starb 1564 in Genf. Väterlicherseits stammte er aus einer Familie von Flussschiffen und Küfern. Durch



Calvins Elternhaus in Noyon, 1927-30 rekonstruiert. Heute Calvin-Museum.

Zähigkeit und Ehrgeiz schaffte der Vater eine imposante Juristenkarriere und wurde als Sekretär des Bischofs von Noyon der Chef der Verwaltung der dortigen Diözese. Auf diese Weise konnte er auch für eine kirchliche Unterstützung der Erziehung und Ausbildung seines Sohnes Johannes sorgen. Der berufliche Aufstieg des eigenen Vaters wie auch die gezielte königliche Gründung von juristischen Fakultäten außerhalb von Paris eröffnete eine neue Perspektive. Der König hatte als einer der Ersten erkannt: Aufstrebende Territorialstaaten wie Frankreich brauchten jede Menge Juristen, um ihre Angelegenheiten zu regeln. Johannes befolgte den Rat des Vaters und wurde Jurist, nicht Priester. Beim Konzept dieser Juristenausbildung stand der Humanismus und nicht die Scholastik Pate. Die Studenten sollten die Texte des römischen Rechts in ihren sprachlichen und historischen Kontexten verstehen, diese Quellen des römischen Rechts von den Grundgedanken und Grundbegriffen her erfassen und darstellen und den ethischen Gehalt dieser Rechtstexte aufschließen. Die Philosophie wurde als Quelle des Rechts und die Jurisprudenz selbst als Mittel der Moralphilosophie angesehen. In breitem Umfang

zog man auch die klassisch-römische Literatur insgesamt heran und verlangte die Kenntnis der alten Sprachen. Somit lernte Calvin Texte auslegen, wurde rhetorisch geschult und übte eigene Texte zu schreiben und vorzutragen. Calvin dachte und sprach wie alle die, die Zug um Zug zur meinungsbildenden Schicht in Europa wurden und konnte sich ihnen später als Reformator besonders gut verständlich machen.

Lebensstationen: Der Humanist

Nach dem Tod des Vaters im Mai 1531 tritt der Jurist Johannes Calvin immer mehr als junger, hochgebildeter Humanist auf, der zunächst nur daran interessiert scheint die Nähe zwischen stoischen und christlichen Überzeugungen zu beschreiben und die Tugend der Barmherzigkeit dort einzuklagen, wo die Stoiker Unerschütterlichkeit propagieren, wie schwer die Schicksalsschläge auch sein mögen, die sie treffen. Es sah so aus, als ob er als Humanist und nicht als Jurist Karriere machen wollte. Durch eine Erbschaft unabhängig geworden, konnte er es sich leisten als philosophischer Schriftsteller mit Themen von grundsätzlicher Bedeutung die öffentliche Meinung mitzugestalten. Nochmals eine andere Berufung?



Straßenschild in Genf

Flucht ins neue Leben

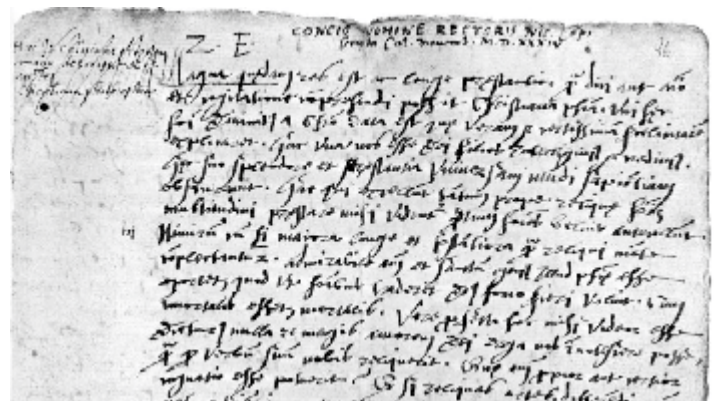
Auf dem Weg von Johannes Calvin vom Humanisten zum Reformator findet sich nicht wie bei

Martin Luther eine zentrale Durchbruchserfahrung. Doch ab dem Jahr 1533 ist Calvin auf alle Fälle zu den Evangelischen zu rechnen. Er flieht aus Paris. In einem zweiten Schritt verlässt er 1534 seine Heimat für immer. Zunächst lässt er sich in seinem Exil in Basel nieder, dem damaligen geistigen Zentrum Europas. Auf dem Weg über Straßburg wird er auf Dauer ab 1541 in Genf sesshaft. Der Versuch herauszufinden, wann Calvin denn nun den entscheidenden Schritt zur Reformation für sich vollzogen hat, führt erst richtig vor Augen, wie sehr die Dinge damals im Fluss waren. Einerseits war sein Griechischlehrer in Paris ein Lutheraner, andererseits nahm Calvin öffentlich Partei für einen Freund, der Reformen in der katholischen Kirche wollte, aber die Protestanten ablehnte. Zwar gab es echte Sympathien für „Lutheriens“ bis in die königliche Familie hinein, doch der König dachte nur politisch-pragmatisch. Er brauchte in seiner Auseinandersetzung mit Spanien die Unterstützung aller, auch die der protestantischen Fürsten in Deutschland. Mit Sicherheit hat Jo-

hannes persönlich die Exkommunikation seines Vaters und seines Bruders hart getroffen. Der Vater hatte wohl durch seine Arbeitsüberlastung in einer besonders wichtigen Erbangelegenheit nicht gründlich genug gearbeitet und wurde deshalb exkommuniziert. Beide, der Vater und der Bruder Charles waren, wie man sagt, gut katholisch. Der Bruder war sogar Priester geworden. Dass die Exkommunikation des Vaters selbst dann nicht zurückgenommen wurde, als der Vater im Sterben lag, hat die Kluft zwischen Johannes und der Kirche eher noch vertieft. Und so ist man versucht hinzuzufügen, dass einem wegen einer Erbangelegenheit das Seelenheil abgesprochen wird, das schreit geradezu nach Reformen! 1534 gibt Calvin auch die Pfründe in Noyon zurück, die ihm seine Ausbildung ermöglicht hatte, ein sicheres Zeichen dafür, dass er nicht in die Dienste der Kirche zu treten gedachte. Der unmittelbare Anlass für seine Flucht aber



Franz I. und seine Schwester Margarethe 1511



Rede des Universitätsdirektors Nicolas Cop
in der Abschrift Calvins

war die Plakataffäre. Im Oktober 1534 wurden im Königreich Plakate angeschlagen, die auf provokante Weise die Messe in Frage stellten. Sie wurden als eine Verhöhnung des Altarsakramentes aufgefasst. Sowohl der Autor der Plakate als auch der neue Rektor der Universität Paris, dessen Rektoratsrede Calvin mitverfasst hatte, waren auf alle Fälle gute Bekannte und er musste damit rechnen verhaftet, vielleicht sogar gefoltert zu werden...

Der Reformator als Schriftsteller und Gemeindepfarrer

Noch auf der Flucht, während des halben Jahres zwischen seinem plötzlichen Aufbruch aus Paris und seiner Übersiedelung nach Basel, beginnt Calvin die Arbeit an seinem Lebenswerk, dem Unterricht in der christlichen Religion. Die erste und zweite Auflage erscheint 1536 und 1539 in Latein und 1541 erstmals eine französische Übersetzung. Jede dieser Ausgaben erreichte ganz verschiedene Leserschichten, national wie international. Zum ersten Mal erscheint ein originales theologisches Werk in französischer Sprache und zwar in einem eleganten und doch sehr persönlichen Französisch, das die Sprache bis tief ins 17. Jahrhundert mitgestalten sollte. Ganz abseits dieser zunehmenden öffentlichen



Kirche Saint-Nicolas in Straßburg, wo Calvin von 1538-41 Pfarrer der franz. Flüchtlingsgemeinde war

Aufmerksamkeit wirkt Jean Calvin von 1538 bis 1541 als Pfarrer an der Gemeinde der französischen Glaubensflüchtlinge in Straßburg und baut dort unbehelligt eine Gemeinde auf. Das war ihm auch zu gönnen, denn sein erster Anlauf die Reformation in die Stadt Genf zu bringen hatte 1538 im Streit und mit einer Ausweisung geendet. Auf einer Reise 1536 hatte er kriegsbedingt einen Umweg über Genf machen müssen und war dort hängen geblieben. Drei Jahre später wagten es beide Seiten noch einmal miteinander und haben sich im Laufe der nächsten fünfzehn Jahre auch zusammengerauft.

Kirchenordnung zwischen Migration und Ausländerfeindlichkeit

In diesen durchaus bewegten Jahren ging es nicht mehr um die Frage der Lehre, sondern darum welche Gestalt die evangelische Kirche und das evangelische Leben in Genf finden sollte. Nicht nur die Kirche, sondern auch die Kommune war auf der Suche nach verlässlichen Strukturen. Die Stadtväter, eben der Oberhoheit des Bischofs von Savoyen entkommen, verspürten wenig Neigung, von dieser neugewonnenen Freiheit an irgendeine Kirche etwas abzugeben. Wie Martin Luther und die anderen Reformatoren war auch Johannes Calvin davon überzeugt, dass Kirche und Stadt, geistliche und weltliche Gewalt unterschiedliche Aufgaben haben. Gerungen wurde jahrelang darum, wie die konkrete Zuordnung einzelner Funktionen aussehen sollte. Wie oft im Jahr etwa sollte das Abendmahl gefeiert werden und wer hatte im Zweifelsfall das Sagen, ob jemand daran teilnehmen durfte oder nicht. Strittig war auch, wer in Fragen des Lebenswandels das letzte Wort hat. Bisher hatte der Magistrat das Sagen. Doch für ihn spielte es offenbar keine Rolle, dass nun statt des monarchisch regierenden Bischofs ein neues Kollegialorgan aller Pfarrer die Geschäfte der Kirche führte, dass dieses Organ einvernehmlich in der Frage der Zulassung zum Abendmahl und in der Häufigkeit, mit der es gefeiert wird, ein geistliches Anliegen sah, das allein in dessen Verantwortungsbereich fällt. Dieses Ringen um eine Lösung war nicht

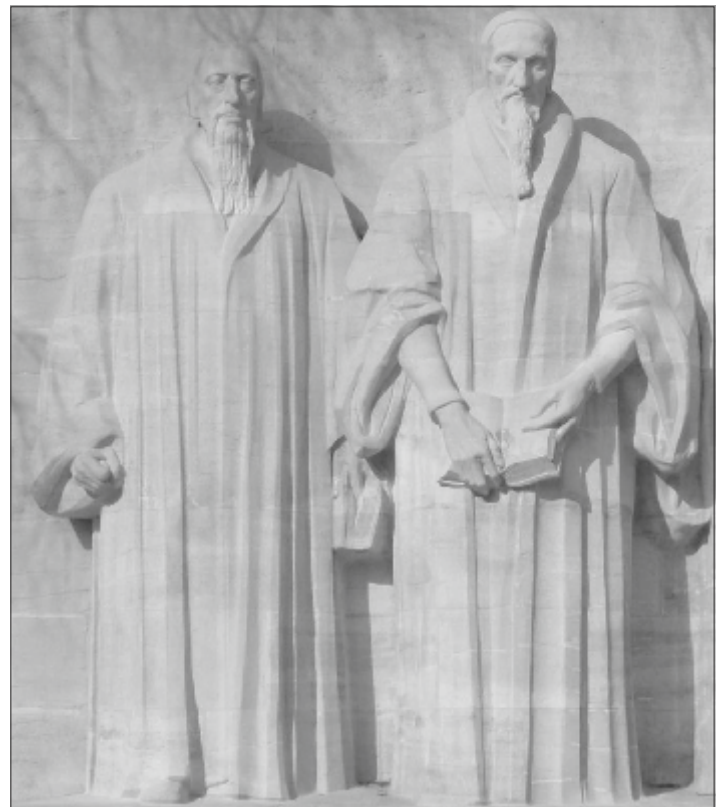
frei von antifranzösischen Affekten der Einheimischen. Die Zahl der Flüchtlinge aus Frankreich nahm zu. Von Oktober 1538 bis Oktober 1539 ist belegt, dass das Genfer Hospital mehr als 10000 bedürftige Fremde zumindest mit dem Notwendigsten versorgte, bevor man sie mehrheitlich zur Weiterreise zu bewegen suchte. Nach 1546 wurden die Reaktionen der Alteingesessenen zunehmend feindlicher. Um Bevölkerungsverluste aus der Pest von 1542 auszugleichen, wurde Flüchtlingen das Neubürgerrecht verliehen, was der Stadt auch benötigte Einnahmen brachte. 1547 und 1549 kamen neue Flüchtlingswellen. Die letztere brachte auch wohlhabende, z. T. adlige Franzosen, die ökonomisch eine Konkurrenz bedeuteten. Im Jahre 1550 lebten in Genf 13 000 Einwohner mit oder ohne Bürgerrecht, 1560 waren es bereits 21 000. Durch diese Entwicklung veränderten sich mit der Zeit auch die politische Mehrheiten in den kommunalen Gremien der Stadt.



Genf im Jahre 1550

Die Quellen bestätigen das Ausmaß von Unordnung, das die evangelische Pfarrerschaft um Calvin so laut beklagte, nicht. Und manchmal waren die Pfarrer auch ganz einfach überheblich. Man hat den Eindruck, die Beteiligten lernten mühsam die Regeln eines partnerschaftlichen Umgang miteinander. Bei solchem Zusammenwachsen halfen auch vielfältige und wiederkehrende außenpolitischen Bedrohungen. So konnte etwa der benachbarte französische König damit drohen, seine Verfolgung der Hugenotten auch auf die Genfer Kirche, Flüchtlinge wie Einheimische auszudehnen. 1547 hatte der Kaiser die im Schmalkaldischen Bund zusammengeschlosse-

nen Protestanten entscheidend geschlagen und die „katholischen Mächte“ gestärkt. Als die freie Reichsstadt Konstanz am Bodensee rekatholisiert worden war, brach in Genf eine regelrechte Panik aus. Auf dem Hintergrund der eigenen Erfahrung der Verfolgung schien es Calvin sinnvoll, Einigungsversuche unter Protestanten - so weit ohne Verleugnung der Wahrheit möglich - zu unterstützen und sich daran aktiv zu beteiligen. Erst sehr spät in seinem Leben, nämlich 1559 fünf Jahre vor seinem Tod, erhielt Calvin die Bürgerrechte der Stadt Genf. Erst zu diesem Zeitpunkt war seine Stellung unangefochten. Er musste nicht mehr um seine Autorität oder um seinen Verbleib als Flüchtling bangen. Das populäre Bild Calvins als eines geistlichen Diktators verstellt den Blick auf diese Realität.



Farel und Calvin auf dem Reformationsdenkmal in Genf

Trost für die Verfolgten

Calvin, selbst Flüchtling mit Aufenthalt in Genf, hatte den Überlebenskampf der Glaubensbrüder in der französischen Heimat, in den spanischen

Niederlanden und darüber hinaus immer vor Augen und war auch von daher kaum auf Kompromisse ausgerichtet, denn die Brüder und Schwestern dort konnten die Verantwortung für die Ordnung der Kirchen und einen christlichen Lebenswandel unmöglich weltlichen Instanzen überlassen. Und wer konnte den Genfern denn garantieren, dass die politischen und militärischen Auseinandersetzungen in Europa nicht über Nacht auch in Genf die weltlichen Instanzen zu kompromisslosen Feinden machte? Da Situationen der Verfolgung entweder schon Wirklichkeit oder zumindest bedrohlich nahe waren, mussten die Kirchen ihr Leben selbst aufbauen.

Die Kirche auf der Flucht fand Trost in der Vorstellung der Vorsehung und Erwählung. Prädestination ist hier nicht eine akademische Spielerei, sondern in Zeiten der Not und Verfolgung kam es zu einer Wiederentdeckung der biblischen Lehre von der Erwählung als Ausdruck von Gottes Treue und von Gottes überwältigender Gnade. Nicht als Tyrannei, sondern als Trost zieht sie sich bereits wie ein roter Faden durch die Geschichte Israels. So wie die Flüchtlinge die Bibel neu lesen lernten und politisch und sozial entwurzelt lernen mussten, an Gottes Hand durch Europa und durch die Geschichte zu wandern, so bezogen sie ihren Mut inmitten von Verfolgung und Glaubensabfall aus der Lehre von der ewigen Erwählung. Solange ausgeblendet wird, dass für Calvin Erwählung dazu dient, die Treue Gottes und die Beharrlichkeit des Glaubens zum Ausdruck zu bringen, wird sie zum Einfallstor von Missverständnissen jeder Art. Calvin deutete die Schrift im Licht der Verfolgung der Kirche und wandte sich mit seinen Briefen und Predigten an die bedrängten Kirchen. Ihre Mitglieder, deren Augen von Blut und Tränen verdunkelt waren, vermochten Gottes Allmacht und Treue nirgends zu erkennen und klammerten sich gegen das Zeugnis ihrer Sinne allein an diesem einen Wort fest: Der Herr kennt die Seinen, er wird das Werk seiner Hände nicht vergessen. Außerhalb dieses Zusammenhangs ist die Erwählungslehre von Calvin nicht nur abstoßend, sondern auch widergöttlich. Doch innerhalb die-

ses Erfahrungshorizontes ist sie ein kostbarer Aktivposten, den jene Kirchen, die von Verfolgungen betroffen sind, nur zu ihrem großen Schaden preisgeben können und den wir, solange wir unter dem schützenden Dach unserer demokratischen Rechte leben, lebendig halten und weitergeben müssen, um uns und unsere Kinder für Kommendes vorzubereiten.

Es geht Calvin darum, sich demütig und uneingeschränkt der Vorsehung Gottes angesichts einer sich im Umbruch befindenden, scheinbar ziellos sich verändernden und scheinbar vom Zufall bestimmten Welt anzuvertrauen. Gerade der ins Exil verschlagene Calvin hatte dafür einen wachen Blick. Und hier muss man wohl einen der Gründe für die enorme Anziehungskraft der Theologie Calvins in den Krisen zu Beginn der Moderne suchen.

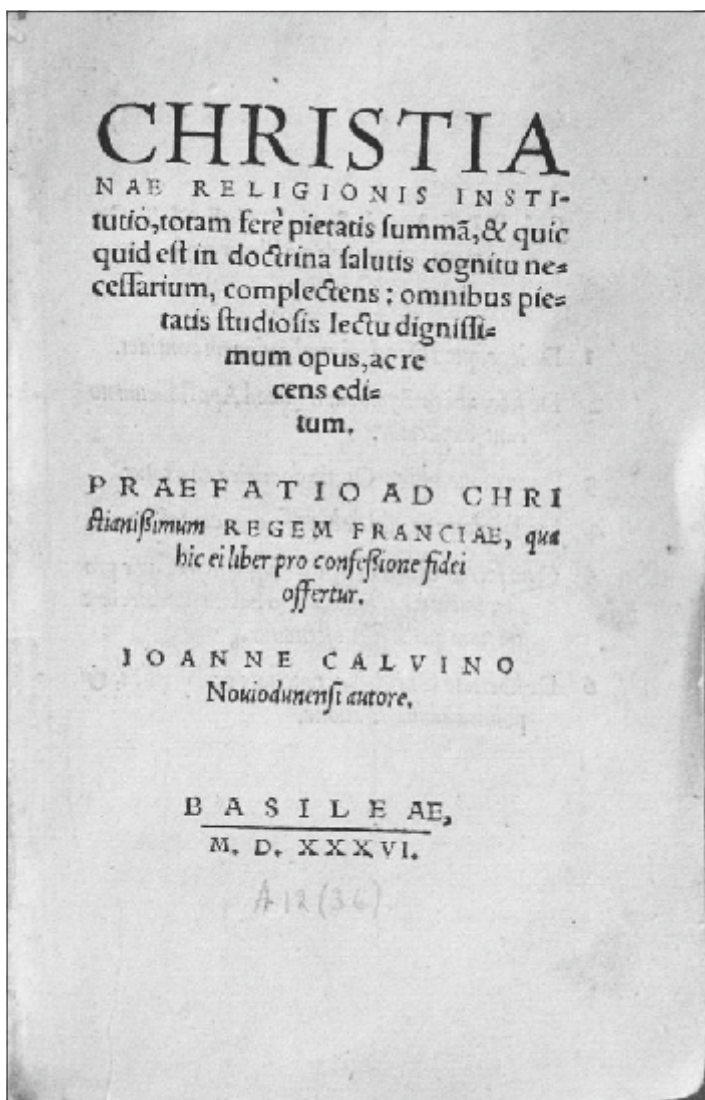
Für die Flüchtlinge, die keinen dauerhaften Aufenthaltsort, ja nicht einmal einen festen Platz hatten, an dem sie sich schlafen legen konnten, die weder einen gültigen Pass, noch eine Aufenthaltsgenehmigung ihr Eigen nannten, wurde die Prädestination zum Ausweis ihrer Identität. Prädestination wurde als „Führung durch Gottes Hand“ erfahren, im Vertauen auf „seinen Geschichtsplan“ und unter dem Schutz seiner „weisen Leitung“. Diese zentralen Wendungen wurden zu Codewörtern; sie gehörten zum Glauben und zur Erfahrung in der Diaspora inmitten einer triumphierenden Gegenreformation dazu.

Erzvater der Demokratie

Calvin ist nicht der Vater, wohl aber einer der Erzväter der Demokratie. Von dem was Calvin schrieb und tat, gingen Risiken und Nebenwirkungen aus, die in Richtung Demokratie führten. Calvin, der aus dem Bewusstsein der radikalen Souveränität Gottes lebte, setzte dadurch Impulse für eine Demokratisierung frei. Da er davon überzeugt war, dass alle Macht von Gott kommt, musste für ihn jede Machtausübung gegenüber Gott verantwortet werden können.

Jeder Herrscher hat eine geliehene, nicht eine absolute Macht. Vor Gott sind alle gleich. Im günstigsten Fall heißt dies, dass ein Herrscher Gott selbst in seiner Bestimmtheit und Güte, in seiner Freundlichkeit und Gerechtigkeit abzubilden hat bis hinein in sein Regierungshandeln. Da Macht aber auch den besten Herrscher korrumpieren kann, verlässt sich Calvin nicht nur auf

Steuerruder halten, sodass sie also einander gegenseitig beistehen, sich gegenseitig belehren und ermahnen, und wenn sich einer mehr als billig erhebt, mehrere Aufseher und Meister da sind, um seine Willkür im Zaume zu halten.“ Auch Gesetze dürfen nicht willkürlich sein. Sie müssen inhaltlich bestimmt sein und korrigierbar bleiben. Unter einer solchen inhaltlichen Bestimmung versteht Calvin, dass z.B. Fremden, Waisen und Witwen menschliche Lebensräume garantiert werden.



»Institutio Christianae Religionis«
(Unterricht in der christlichen Religion)

den Charakter des Herrschers, sondern ist auch für eine Gewaltenteilung, um dadurch überbordenden Machtkonzentrationen zu begegnen: „So bringt es also die Gebrechlichkeit und Mangelhaftigkeit des Menschen mit sich, dass es sicherer und erträglicher ist, wenn mehrere das

Was für das Gemeinwesen recht ist, kann auch für die Kirche nicht falsch sein. Calvin plädiert für eine kollegiale Leitung, um keine Machtaufgipfelungen zu begünstigen: Weil Christus das alleinige Haupt der Kirche ist, wird die Verantwortung auf verschiedene Personen, Ämter und Funktionen verteilt. Einer hat die Verantwortung für Verkündigung und Unterweisung, einer für die Leitung, ein weiterer für die Diakonie.

In seinem in ganz Europa populären Unterricht in der christlichen Religion spricht sich Calvin für ein Widerstandsrecht aus. Die untergeordneten politischen Behörden haben nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht einzuschreiten, wenn besonders die Kleinen ausgenutzt und unterdrückt werden. Sie haben den ungerechten Befehlen eines ungerechten Regimes den Gehorsam zu verweigern, koste es was es wolle. Klaas Huizing kann sogar der Kirchenzucht, wie sie Calvin verbindlich machen wollte, auch heute noch etwas Positives abgewinnen: Als Instrument der Durchsetzung von Transparenz habe sie eine starke Affinität zur demokratischen Lebensform aufzuweisen. Zugegeben, diese geforderte Transparenz kann zu einem Terrorregime der Gewissensprüfung ausarten, aber Calvin hat sie stets im Kontext liebend-brüderlicher Zuneigung gedeutet und Milde als mentale Haltung verordnet. Damit wird der Kirchenzucht der Schrecken genommen. - Dieser Gedanke der Transparenz lässt sich umstandslos auf die demokratische Zivilgesellschaft übertragen. Die Demokratie lebt von der Transparenz ihrer Handlungen. Und auch deren Agenten müssen ihre Motive und Abhängigkeiten offen legen. Die

kirchliche Gemeinschaft im Sinne Calvins ist eine Gemeinschaft vollständiger Transparenz.

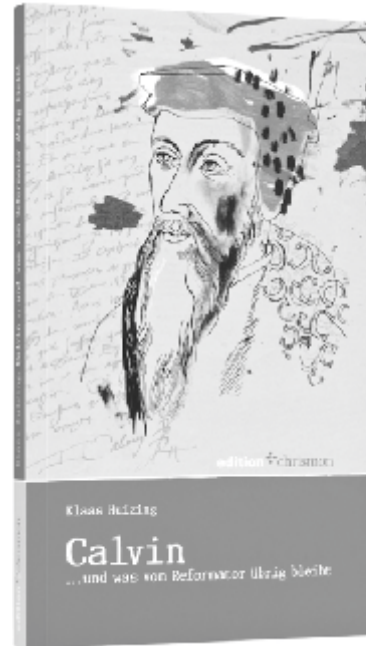
Gott ist der Größte, Christus der Nächste

Es zeugt nur von Halbbildung, die Schablonen, die man sich einmal von einem Theologen des Formates eines Johannes Calvin gemacht hat, immer wieder mechanisch neu aufzulegen. Zum einen betont Calvin die alles menschliche Begreifen übersteigende und der ganzen Schöpfung gegenüberstehenden Majestät Gottes. Zum anderen ist das Zentrum der christlichen Existenz die innige Gemeinschaft mit Christus. Calvin erörtert nicht einen abstrakten Gottesbegriff. Nein, Gott macht sich vielmehr, so die Botschaft der Bibel, in Jesus Christus greifbar und Calvin meditiert sehr anschaulich den Glauben des einzelnen als Ausdruck einer sehr existentiellen, persönlichen und mehrdimensionalen Christusgemeinschaft.



Auf eigenen Wunsch wurde Calvin ohne Grabstein beigesetzt. Heute markiert ein Gedenkstein mit den Initialen J.C. Calvins Grab in Genf

Wenn diese Seiten Ihre Neugier geweckt haben, dann empfehle ich Ihnen drei Bücher, die mir bis in die sprachlichen Formulierungen hinein sehr geholfen haben:



Klaas Huizing hat in der edition chrismon eine leicht lesbare und unterhaltsam-lehrreiche Darstellung des Lebens, der Theologie und der Wirkung von Calvin geschrieben, die über bekannte Klischees hinausführen: Calvinund was vom Reformator übrig bleibt.

Johannes Calvin. Leben und Werk des Reformators in der Reihe Wissen im C. H. Beck Verlag in München 2009 ist von dem Kirchenhistoriker Christoph Strohm verfasst. Verständlich, knapp und auf dem neuesten Stand der Forschung etwas für die Leser, die auf wenigen Seiten umfassend informiert sein wollen.

Zwei Reformationen. Luther und Calvin. Alte und Neue Welt. Berlin 2003. Der Autor Heiko Oberman versucht darzustellen was der Titel sagt, sehr erhellend um die Reformation über Luther hinaus kennenzulernen, auch wenn Heiko Oberman den Teil zu Calvin nicht mehr voll ausarbeiten konnte.

Calvin und die Straßburger Erfahrung Eigenständiges Zentrum der Reformation am Oberrhein: Lutherische Theologie und Schweizer Bürgersinn

Von Martin Schuck



Wer Reformation hört, denkt zuerst an Wittenberg. Es war Martin Luthers neues Verständnis der rechtfertigenden Gnade Gottes, die ihn zum Widerspruch gegen den Ablasshandel der damaligen Kirche führte. Luther, seit 1509 Professor an der Universität Wittenberg, veröffentlichte an der dortigen Schlosskirche seine berühmten 95 Thesen, mit denen er 1517 das reformatorische Geschehen in Gang setzte.

Beim weiteren Nachdenken fallen Namen ein wie Huldrych Zwingli und Johannes (Jean) Calvin.

Zwingli war Zeitgenosse Luthers. Vom begeisterten Anhänger Luthers wurde er zu dessen Gegner, weil er eine andere Abendmahlslehre vertrat. Das Marburger Religionsgespräch 1529 führte zum Bruch zwischen beiden. Zwingli starb 1531 in der Schlacht bei Kappeln in der Schweiz. Calvin, eine Generation jünger als Luther und Zwingli, wurde am 10. Juli 1509 in Noyon in der Picardie geboren. Anlässlich seines 500. Geburtstages feiert die Evangelische Kirche in Deutschland derzeit ein Calvin-Jahr. Vom Vater wird der junge Jean zunächst für den Priesterbe-

ruf bestimmt; schließlich studiert er jedoch Jura in Orléans und in Bourges. Anschließend ist er in Paris, und an der dortigen Universität kommt es zu einem Eklat mit Folgen: Am Allerheiligentag des Jahres 1533 hält der Rektor der Universität, Nikolaus Cop, eine Festrede, an der viele Anstoß nehmen, denn sie ist voll mit lutherischem Gedankengut. Cop muss fliehen und mit ihm sein Freund Calvin, der im Verdacht steht, die Rede geschrieben zu haben. Calvin hatte sich schon seit einiger Zeit innerlich von der Papstkirche losgesagt und mit der lutherischen Reformation sympathisiert. Jetzt ist er Glaubensflüchtling wie so viele französische Landsleute und landet zunächst in Basel. Von dort will er nach Straßburg, das zu einem zweiten intellektuellen Zentrum der Reformation neben Wittenberg geworden ist. Weil aber gerade Krieg zwischen König Franz und Kaiser Karl herrscht, weicht er zunächst nach Italien aus. Von dort führt sein Weg nach Genf, einer damals unbedeutenden Stadt in Savoyen.

In der Reformationsgeschichtsschreibung ist der Name Johannes Calvin untrennbar mit Genf verbunden. Weniger bekannt ist jedoch sein Wirken in Straßburg. Der erste Aufenthalt Calvins in Genf ist nicht sehr erfolgreich. Von Guillaume Farel, einem der beiden Pfarrer, die die Reformation eingeführt haben, wird er gebeten bei der Neuordnung der Gemeinde zu helfen. Er kann sich jedoch mit seinen Vorstellungen gegenüber der weltlichen Obrigkeit nicht durchsetzen und muss nach kurzer Zeit Genf verlassen. So kommt er 1538 nach Straßburg und wird Flüchtlingspfarrer für die aus Frankreich geflohenen Anhänger der Reformation. Er bleibt dort bis 1541. Seit den 1520er Jahren hat sich das gesamte Gebiet am Oberrhein zu einem eigenständigen Zentrum der Reformation entwickelt. Hier stoßen mehrere Einflüsse zusammen: Lutherische Theologie und Schweizer Bürgersinn, oberdeutscher Humanismus und der Freiheitsdrang der Bauern. In Worms und Speyer waren die bedeutenden Reichstage, die Luthers Reformation zu einer politischen Angelegenheit und durch den Schutz einiger Fürsten im Deutschen Reich überlebens-

fähig machten. Luthers wichtigster Weggefährte Philipp Melanchthon stammt aus Bretten im Kraichgau. Luther beeinflusste persönlich einige junge Theologen durch die Heidelberger Disputation 1518. Zu den Teilnehmern gehören unter anderem der Württemberger Johannes Brenz und der im elsässischen Schlettstadt geborene Martin Bucer. Vor allem diesen Heidelberger Studenten, ist es zu verdanken, dass das oberrheinische Gebiet einschließlich Straßburg in den Wirren der 1520er und 30er Jahren lutherisch bleibt und sich nicht theologisch in Richtung Schweiz orientiert, wo die Reformation Zwingli'scher Prägung weitergeführt wird. Der Einfluss Luthers reicht schon 1518 bis nach Basel, wo sich der Domprediger Wolfgang Fabricius Capito, der eigentlich ein Anhänger Zwinglis ist, für Luthers Schriften begeistert und dafür sorgt, dass im Oktober 1518 in Basel eine Sammlung seiner frühen Traktate erscheinen kann. Diese Veröffentlichung sorgt dafür, dass Luther schon recht früh im Ausland bekannt wird. Ohne Capito wären Calvin und die anderen französischen Anhänger der Reformation vermutlich erst sehr viel später mit Luthers Theologie in Berührung gekommen.

Als Calvin 1538 nach Straßburg kommt, wirkt dort bereits seit 15 Jahren Martin Bucer. Bucer war ursprünglich Dominikanermönch und hatte die päpstliche Erlaubnis bekommen, Weltpriester zu werden. Er begeisterte sich für den Humanismus, las die Schriften des Erasmus von Rotterdam und lernte Luther persönlich kennen. Er schloss sich der Reformation an, war Pfarrer in Landstuhl bei Franz von Sickingen und hatte mittlerweile geheiratet. Dann machte er sich auf den Weg zu Luther nach Wittenberg und wollte vorher seine Frau nach Straßburg zu ihren Eltern bringen. Aus dem kurzen Abstecher nach Straßburg sollten dann 25 Jahre werden. Als Bucer im Mai 1523 in Straßburg ankam, war er ein wegen seiner Ehe gebannter Priester. Mittlerweile war auch der frühere Baseler Domprediger Capito in Straßburg und hatte das Amt eines Propstes inne. Bucer musste sich erst das Vertrauen der Bürger erwerben, die ihn schließlich 1524 zum

Pfarrer wählten.

Unter dem an Luther orientierten Bucer und dem mehr Zwingli und Erasmus zugeneigten Capito entstand in Straßburg ein eigenständiger Typus der Reformation, der ein gutes Jahrzehnt später starken Einfluss auf Calvin ausübte. Zuvor neigte Calvin der lutherischen Reformation zu, in Straßburg wurde er ein von Bucer geprägter Reformierter. Die Straßburger Gemeinde stand ihm Modell für seine Lehre von der Kirche. Die Ämterlehre Calvins, die im Gegensatz zu Luther nicht nur ein Predigtamt kennt, gründet sich auf seine dortigen Erfahrungen. Nach Calvin sind es vier Ämter, die kollegial die Kirche leiten: Prediger, Lehrer, Presbyter und Diakone.

In gleichen Jahr 1538, als Calvin nach Straßburg kam, verließ ein damals erst 14jähriger Junge die Stadt, um in Tübingen, später dann in Wittenberg Theologie zu studieren. Sein Name war Ludwig Rabus, 1524 in Memmingen geboren, aber in Straßburg aufgewachsen im Hause des Predigers Matthias Zell. 1544 kehrte er mit Magisterabschluss nach Straßburg zurück und wurde Hilfsprediger am Münster. Als Zell 1548 starb, wurde Rabus sein Nachfolger, verlor diese Stelle jedoch bald wieder. Er wurde ein Opfer der Religionspolitik im Reich. Kaiser Karl gelang im Schmalkaldischen Krieg 1546 und 1547 ein Sieg über das Bündnis der protestantischen Fürsten. Daraufhin erließ der Reichstag das „Augsburger Interim“, eine Art überkonfessionelles Bekenntnis, das die Einheit der Kirche wieder herstellen sollte, bis ein allgemeines Konzil die strittigen Glaubensfragen geklärt hat. Das Interim wurde in den meisten lutherischen Gebieten nicht beachtet. Wirklich durchgesetzt wurde es nur in Württemberg und in den süddeutschen Reichsstädten, die dem Kaiser direkt unterstellt waren. Dazu zählte auch Straßburg.

Die protestantischen Theologen der Reichsstädte wurden vertrieben, wenn sie dem Interim nicht zustimmten. Martin Bucer floh nach England. Ludwig Rabus durfte bleiben, jedoch nicht mehr am Münster predigen. Er begann daraufhin ein dreibändiges Werk über die Märtyrer der Re-

formation zu schreiben, dessen zweiten Teil er dem Magistrat der Stadt widmete. Nach dem Scheitern des Interims 1552 wollte Rabus Propst in Straßburg werden. Als der Magistrat seinen schwäbischen Landsmann Johann Marbach ihm vorzog, verließ er die Stadt beleidigt und ging nach Ulm, wo er noch 34 Jahre lang als Superintendent wirkte.

Erstveröffentlicht in: Evangelischer Kirchenbote. Sonntagsblatt für die Pfalz, Nr. 19, 10. Mai 2009, Seite 5.

Titelbild dieses Artikels:

Marburger Religionsgespräch: Kolorierter Holzschnitt aus dem von Ludwig Rabus 1557 in Straßburg verlegten Buch „Historien der heyligen Außgewählten Gottes Zeugen“. (Foto: wikipedia)

Den Heiligen abhold Christoph Strohm stellt seine neue Calvin-Biografie in Speyer vor

In der Medienzentrale der Evangelischen Kirche der Pfalz in Speyer stellte der Heidelberger Kirchengeschichtler Professor Dr. Christoph Strohm seine aus Anlass von Johann Calvins 500. Geburtsjahr erschienene Biografie des Genfer Reformators „Johannes Calvin. Leben und Werk des Reformators“ vor. Dabei ordnete er den aus Frankreich gebürtigen Reformator als „Vermittlungstheologen“ zwischen der Wittenberger Luther- und der Züricher Zwingli-Reformation ein. Zeitlebens habe Calvin aus Angst vor der Verfolgung seiner protestantischen Landsleute im einheitlich katholisch gebliebenen Frankreich für die rechte Lehre mit Kirchenzucht argumentiert. Einen Rückfall in vorreformatorischen Aberglauben habe er an der Genfer Grenze zu Frankreich deshalb entschieden bekämpft.

Luther sieht der Autor der neuen Calvin-Biografie Christoph Strohm im Gegensatz zu Calvin hingegen Rechte zu tun. Der Christ habe dabei im

gen eher rechtfertigungstheologisch denkend: Nach Luther hat der Christ aus Dankbarkeit für Gottes gnädige Rechtfertigung das Rechte zu tun. Der Christ habe dabei im Rahmen des Staates als einem Gebilde eigenen Selbstverständnisses zu handeln. Der Calvinist folge für Gottes gütige Vorsehung und Erwählung dem Willen Gottes in rechter Lebensführung. Der Staat müsse sich als Einrichtung zum Wohle der Menschen von diesen auch hinterfragen lassen.

Autor Christoph Strohm schilderte die frühen Prägungen Calvins durch seine in seinen juristischen Studien erworbene, definitorische Prägnanz. Die habe ihn dazu befähigt, die Fülle der Äußerungen der Bibel begrifflich zusammen zu fassen. Frucht dieses definitorischen Vermögens sei die nach der Flucht aus Frankreich in den frühen Exilen von Angoulême und Basel entstandene „Unterweisung in der christlichen Religion“ („Institutio Christianae religionis“) geworden.

Freundschaft mit Martin Bucer

In seinen Straßburger Jahren zwischen 1538 und 1541 hat Calvin Strohm zufolge nicht nur seine Ehefrau, sondern geistlich sein eigentliches Profil gefunden: Calvin sei in Straßburg in der Freundschaft mit Martin Bucer zu Calvin geworden. Calvin rückte Themen wie Ethik, Lebensgestaltung, die Wirkung Gottes in der Prädestination sowie Kirchenzucht und Kirchenordnung in das Zentrum seiner Betrachtungen.

Nach seiner Rückkehr nach Genf habe Calvin durch die vielen dort aus dem Frankreich der Gegenreformation eintreffenden Glaubensflüchtlinge seine Lehre zugespitzt. Er gründete die Genfer Akademie zur Ausbildung von Predigern, die auch nach Frankreich zurück entsandt wurden, korrespondierte aber auch selbst viel mit Glaubensbrüdern in Frankreich. Jetzt kämpfte Calvin für die Einheit und Reinheit der Lehre aus Angst vor der Schwächung der Reformation durch Mehrdeutigkeiten und Rückfälle in überwundenen Aberglauben.

Durch Kirchenzucht sollte die rechte Lehre in rechte Lebensführung münden. Der Anrufung von katholischen Kirchen-Heiligen war Calvin abhold. Er ließ sie auch als Taufnamen nicht zu und bestand bei Taufen auf biblischen Namen für die Kinder. Die Gegensätze zwischen den französischen Pfarrern und den einheimischen Genfer Gläubigen blieben aber virulent und haben zu vielen Missverständnissen hinsichtlich Calvins beigetragen. Aber aus Angst vor Rückfällen in die Vor-Reformation und der Sorge um die reformatorische Einheitlichkeit habe Calvin nicht anders handeln können.



„Hier war ein Schmied“ Das Symbol „Schwerter zu Pflugscharen“ als politischer Sauerteig

Zum Kennwort für die Widerstandsgruppen in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik wurde in den 1980er Jahren der Ausspruch „Schwerter zu Pflugscharen“. Dieses Symbol friedlicher Koexistenz geht auf einen Text des alttestamentlichen Propheten Micha zurück. Im vierten Kapitel des Micha-Buchs berichtet der Prophet, wie viele Völker zur Heimstatt Zion des Gottes der Israeliten wandern. Von dort würde deren Gott Jehova allen folgendes befehlen (Micha Kapitel 4, Verse 3 und 4):

„Er wird unter großen Völkern richten und viele Heiden zurecht weisen in fernen Ländern. Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln erheben, und sie werden fortan nicht mehr lernen, Krieg zu führen. Ein jeder wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen, und niemand wird sie schrecken“.

Vor diesem idyllisch-friedlichen Bild gut versorgter Menschen geißelt der Prophet die Ausbeutung und Verarmung des Volkes durch bestechliche Priester, die sich für ihren Predigtdienst gut bezahlen lassen. Dies führe zu Feindschaft und Untergang. Der Herr der israelischen Gottes-schar wolle vielmehr, dass es allen Völkern gut gehe und dass so keine Zwietracht mehr zwischen ihnen herrsche, sie sich auch nicht mehr wegen des Lebensnotwendigen untereinander bekriegen müssten. Die gute, gerechte Gesellschaft als befriedete Völker-Schar ist also die Verheißung des Propheten Micha.

Dieses Friedengebot ist zugleich eine Aufforderung, sich mit Pflug und Sichel die eigenen Lebensgrundlagen zu erarbeiten. Armutsüberwindung geschieht also im Schweiß des Ange-

sichts, nicht von selbst im Schlaraffenland. Wie weit man das Erschaffene und Eingefahrene vor feindlichen Beuteschneidern und Aggressoren schützen darf, das wurde lange Zeit unterschiedlich gesehen.

Kontroverses zur Friedensfrage

Spätere Propheten glaubten an Jehovas Beistand bei Entscheidungsschlachten gegen räuberische Unruhestifter. Jesus aber sprach sich in seiner Bergpredigt für absoluten Gewaltverzicht aus. Denn seine Zeitgenossen sehnten sich nach einer Vertreibung der Römer aus ihrem Land, das diese ausplünderten. Einige Jahrhunderte danach befürworteten Christen im römischen Imperium, in dem sie zur führenden Religion geworden waren, und im mittelalterlichen Kaiserreich diese Reiche als Friedensordnungen. Ein Krieg gegen Angreifer durfte nach ihrer Ansicht als „gerechter Krieg“ gegen diese Ordnungen sogar mit Waffen geführt werden. Ähnlich argumentierte der Nationalismus der Neuzeit. Und auch kirchliche Verlautbarungen im Kalten Krieg in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts legitimierten mit der Formel „Friedensdienst mit und ohne Waffen“ eine begrenzte militärische Abwehrstrategie.

Die protestantischen DDR-Friedensinitiativen begannen um 1980 als Reaktion auf die Einführung des Faches „Wehrerziehung“ in den Schulen der DDR mit Diskussionen und Forderungen ihrer Friedensdekaden. Ein aus der sowjetischen, in New York 1959 aufgestellten UN-Skulptur Jewgenij Wutschetitschs mit einer sozialistisch-realistischen Umschmiede-Darstellung entwickeltes Lesezeichen wurde in ostdeutschen Bußtags-Gottesdiensten verteilt, die an das beidseitige Abrüsten gemahnten. Damit es nicht als verbotenes Druckerzeugnis eingezogen werden konnte, wurde es als Stoff-Aufnäher verteilt.

Kleines Stoff-Stück - große Wirkung

In den 1980er Jahren konstituierten sich damit



viele oppositionelle kirchliche Arbeits- und Friedensgruppen unter diesem Symbol. Sie machten sich das Motto „Schwerter zu Pflugscharen“ als Erkennungszeichen zu eigen. Auf eine Schautafel abgebildet, gelangte das Signum auch zu den Montags-Andachten in die Leipziger Nikolaikirche. Das Pflugschar-Symbol wirkte im gesamten kirchlichen DDR-Milieu wie Sauerteig.

Die DDR-Führung verbot daraufhin das Tragen der Schwerter-zu-Pflugscharen-Aufnäher als Zeichen störender West-Propaganda und wegen Wehrkraftzersetzung. Unterschwellig wurde es damit aber zum Zeichen für den oppositionellen Widerstand in der DDR. Viele Kritiker des DDR-Systems schnitten sich angesichts des mit Behinderungen im Fortkommen bewehrten Verbots des Aufnähers (mit Verlust von Schul- und Studienplätzen) ein kreisförmiges Loch in Größe des Aufnähers in ihre Kleidung oder sie nähten sich ein gleich großes, weißes Stoffstück darauf; in vielen Fällen beschrifteten sie es ironischerweise mit „Hier war ein Schmied“. Es gleicht einem Wunder, dass ein Wort-Bild aus dem Israel von vor fast dreitausend Jahren im späten 20. Jahrhundert in Mitteleuropa eine solch durchschlagende politische Wirkung entfaltete.

Montagsdemos gab es auch danach

Wie ich die Wende erlebte(1): Freunde aus dem Westen zu Besuch beim Schlachtfest

Von Gisela Stange Obergebra/Thüringen

Viel haben wir von der DDR-Wendezeit vor 20 Jahren durch die Medien aus Berlin, Leipzig und Prag in Erinnerung. Doch: Wie erlebte man mitten in der DDR abseits der Großstädte diese Tage um den 9. November 1989, als Mauer und Grenzzäune fielen? Katechetin Gisela Stange aus dem thüringischen Obergebra bei Nordhausen hat uns aus eigenem Erleben ihre Erinnerungen aufgeschrieben. Da im Hause Stange mit west-deutschen und ostdeutschen Freunden gerade Schlachtfest gefeiert wurde, war genügend Gesprächsstoff über die Ost-West-Beziehungen vorhanden. Gisela Stange reflektiert aber auch weiter zurück liegende Erlebnisse aus ihrem familiären und beruflichen Leben, die ihr in der Wendezeit in Erinnerung kamen. Die Ereignisse nach 1989 sollten sie sogar auf den Bürgermeisterstuhl ihrer Gemeinde bringen. Hier der erste Teil von Gisela Stanges Erinnerungen, die noch fortgesetzt werden.

Der 9. November 1989 war für mich ein ganz normaler Tag, voller Arbeit, aber auch mit Ost-West-Kontakten. Wir hatten Freunde eines unserer Söhne aus Dortmund zu Gast. Der junge Chemiefacharbeiter und der Pressereporter aus Dortmund und unser Sohn hatten sich bei einer Berliner Bibelwoche kennen gelernt. Aus zehn Tagen gemeinsamen Bibellesens war eine echte Freundschaft geworden.

Dieser Besuch war schon der dritte, bis dahin leider immer einseitige für die jungen Leute von West nach Ost. Ich hingegen hatte kurz zuvor eine Reisegenehmigung nach Westen zum 65. Geburtstag einer Cousine nutzen können, um unsere Partnergemeinde im südhessischen

Wallerstädten bei Groß-Gerau und von dort auch die Freunde meines Sohnes besuchen zu können. Damals war gerade Söhnchen Yannik geboren worden, der jetzt 20 Jahre alt ist. Anlass des Besuchs der Dortmunder an diesem entscheidenden „Wendetag“ 9. November 1989 bei uns war unser alljährliches Schlachtfest.

Auf Grund unserer geringen Einkünfte nutzten wir die Möglichkeiten, die unser großer Garten zum Futterpflanzen bot, und mästeten jährlich ein Schwein und einen Bullen. Der alljährliche Haus-Schlacht-Tag war gleichzeitig ein familiärer Höhepunkt, eben ein Fest, zu dem auch Gäste eingeladen wurden. Außer den Dortmunder Freunden war auch unser Pastor-Freund aus Kröpelin von der Ostsee mit seiner Frau gekommen. Auch dieses Ehepaar haben wir durch eine kirchliche Freizeit kennen und schätzen gelernt. Die Hälfte des Schweines wurde für den Pastor verarbeitet als Gegen-Geschenk dafür, dass wir jedes Jahr mit unseren vier Kindern bei ihm Urlaub machen konnten. Sonst wäre uns ein jährlicher Urlaub an der Ostsee nicht möglich gewesen.

Spannung vor der Wende

Neben der vielen Schlachtereiarbeit wurde auch viel über Politik geredet, und ich hatte beim Frühstück gerade die Eintrittserklärung in die CDU unterschrieben. Durch unsere Nachbarn und damaligen Freunde standen wir im Herbst 1989 schon seit einiger Zeit der CDU nahe, wollten uns aber wegen deren Abhängigkeit von der SED nicht binden. Nachdem ich erfuhr, dass Lothar de Maizière nun den Vorsitz übernommen hatte, schwanden meine Bedenken, denn er war mir als aufrechter, „richtiger“ Christ bekannt. Durch die Berichterstattungen von ARD und ZDF waren wir über die Unruhen in unsrem Teil Deutschlands informiert. Als ich im Oktober 1989 an einer Ost-West-Begegnung für Kindergottesdienst-Helfer teilnahm, war die Spannung in Berlin schon unheimlich spürbar. Jetzt hoffte ich auf echte Mitwirkung der CDU in der Politik und auf eine Reform unseres Staates zur Demokratie.

An Republikflucht dachte ich die ganzen Jahre über nie. Ich hätte meine Heimat nicht verlassen, jedenfalls nicht, um ein angenehmeres Leben zu bekommen. Ich hatte schon als Kind gelernt, mit wenig auszukommen und mit Demütigungen durch Atheisten zu leben.

Erschwernisse für die Kinder

Noch heute erinnere ich mich an Äußerungen eines Lehrers in der Grundschule, dass nur dumme Menschen in die Kirche gehen würden. Er wusste nicht, dass meine Mutter ihn aus der katholischen Gemeinde kannte. So waren seine Äußerungen für mich ein Beispiel für die Unglaubwürdigkeit unserer Funktionäre. Auch die jeden Montag vom Direktor der Mittelschule wieder als Demütigung gedachte und mit zynischer Stimme gestellte Frage „Na, warst Du gestern wieder in der Kirche und hast gebetet?“ blieb nicht ohne Wirkung. Mein Entschluss, einen kirchlichen Beruf zu erlernen, wurde dadurch noch gefestigt.



Die Autorin in ihrer Kirche in Obergebra, in der sie 2006 aus dem Gemeindedienst verabschiedet wurde

So wurde ich Katechetin und habe während meiner ersten Katechetinnen-Dienstjahre gelebt, wie auf einer Insel - der Insel Kirche. Auf dieser Insel wurden wir von Brüdern und Schwestern aus dem westlichen Teil Deutschlands gut ver-

sorgt durch die Bruderhilfe. Begegnungen bei Bibelwochen und Besuchen aus den Partnergemeinden kamen hinzu. Die schmerzliche Erfahrung, bei einer solchen Begegnung einen lieben Menschen aus dem Westen nicht näher und länger kennen lernen zu können, blieb auch mir nicht erspart. Aber ich habe mich in dieses Schicksal gefügt. Denn das zu tun hatte ich ja von klein auf gelernt gehabt. Doch jetzt als Frau eines von seiner ersten Frau verlassenen Bergmannes und Mutter seiner Kinder wuchs in mir der Protest gegen das Regime. Besonders wütend wurde ich, wenn unseren Kindern der Schulalltag erschwert wurde, weil ihre Mutter Katechetin war.

Jugendweihe mit gekreuzten Fingern

Zu diesen Erschwernissen zähle ich das Unverständnis der Lehrer für die Situation der Kinder mit meiner Stiefmutterchaft. Ihre Verhaltensauffälligkeiten durch ihr Verlassen-Sein von ihrer leiblichen Mutter wurden ihnen stets mit einem Elternbrief als Böswilligkeit dokumentiert, als ob ich sie gegen die Schule aufgehetzt hätte. Natürlich hatten wir oft West-Besuch und unsere Kinder lernten dadurch auch kritisches Denken und Diskutieren. Als wir den Ältesten in einer anderen Schule anmeldeten, war die erste Frage der Klassenlehrerin nach der Teilnahme an der Jugendweihe. Aus Dankbarkeit für die neue Bildungs-Chance haben wir dem zugestimmt. Doch unser Sohn erzählte uns voller Stolz, dass er beim Gelöbnis zum Sozialismus die Finger verkreuzt habe. Das machte nach seinem Verständnis den Schwur ungültig.

Unsere jüngste, gemeinsame Tochter gehörte zu den Klassenbesten, wurde aber nicht zum Abitur auf direktem Weg zugelassen, sondern musste eine Berufsausbildung als Elektromonteur mit berufsbegleitender Hochschulreife absolvieren. Kurz vor ihrem Abschluss ereignete sich dann der 9. November 1989. Gleich am nächsten Morgen beantragte mein Mann das Besuchsvisum und reiste samt einem unserer Söhne und unserer Tochter mit unserem gerade anwesen-

den Westbesuch, den Bibelwochen-Freunden unseres Sohnes, nach Dortmund, um ihr einen Studienplatz an der Bochumer Universität zu suchen. Dass sie es dann dort vor Heimweh nicht ausgehalten hat, steht auf einem anderen Blatt. Unsere Freunde von der Ostsee nutzten zu ihrer Heimfahrt den Umweg über Hamburg. Wenigstens die freie Fahrt durch den Westen wollten sie schon einmal erleben. Ich bewältigte die Restarbeit des Schlachtfestes mit Radiokommentaren über die offene Grenze und über die vielfältigen spontanen Empfangsaktionen.

Erster Advent im Westen

Die Euphorie ließ mir die schwere Fleisch-Verwertungsarbeit gut von der Hand gehen. Dabei verfolgten wir die Nachrichten des West- und auch des Ost-Fernsehens und diskutierten mit unseren Freunden und Gästen. Ende November 1989 wurden dann auch die thüringisch-niedersächsischen Grenzübergänge in unserer Nähe passierbar gemacht. Die Zwischenstücke der Straßen mussten ja erst wieder asphaltiert und die Grenzzäune entfernt werden.

So fuhren wir am ersten Advent mit unserem Trabi zu einem Adventsmarkt nach Osterode im Harz. Selbstverständlich hatten die Kirchengemeinden ihre Räume geöffnet und uns „Ossis“ zu Kaffee und Gesprächen eingeladen. Da ja Christen auch im Westen kritische Menschen sind, haben uns einige von ihnen auch auf die Gefahren des Kapitalismus aufmerksam gemacht, aber auch ihre große Dankbarkeit für die demokratische Ordnung in ganz Deutschland spüren lassen. Von diesen Eindrücken noch ganz benommen, hatte ich abends um 17 Uhr in Obergebrä einen Familiengottesdienst zu halten.

Kerzen auf der Leiter

Nach gemeindepädagogischer Art hatte ich zum Predigttext über „Jakobs Himmelsleiter“ eine Stehleiter im Altarraum aufgestellt und mit Kerzen bestückt, die dann bei den Fürbitten entzündet wurden. Der Tenor meiner Ausführungen war,

dass Gott dem Jakob, der wegen seiner Schuld auf der Flucht war, im hellen Licht erschien, also Licht in seine Dunkelheit brachte, und Jakob so eine neue Lebensmöglichkeit anbot.

Eine alte Schuld

Über unserem Ort hing seit 1952 eine unausgesprochene Schuld. Zwei junge, regimiekritische Männer waren am 30. April dieses Jahres 1952 bei einer Betriebsfeier mit einem kommunistischen Arbeitskollegen unter Wirkung von Alkohol in Streit geraten. Dabei war es auch zu einer Schlägerei gekommen. Doch das hatte die beiden nicht gehindert, weiter zu feiern. Als der kommunistische Kollege wieder in den Saal zurück kam, erlitt er einen Herzanfall. Ein weiterer Arbeitskollege versuchte eine Reanimation, leider aber vergeblich. Der Arzt stellte Tod durch Herzversagen fest. Gleich schrie jemand in den Saal „Mord, das war Mord!“ Noch in der Nacht wurden die beiden kritischen Kollegen von der Polizei verhaftet. Die Witwe des Verstorbenen hatte die Todesnachricht nur mit den Worten kommentiert „Nu, hat er sich hingesoßen?“

Aufschlussreich ist das Zitat eines damaligen Zeitzeugen: „Die Beerdigung war entsprechend der Deutung des geschaffenen Ereignisses pompös vorbereitet worden. Die Parteien, Betriebe sowie die Institutionen des Kreises wurden zur Teilnahme verpflichtet. Schulkinder mussten Spalier stehen. So fiel die Abwesenheit der Ortsansässigen überhaupt nicht auf. Das ehemalige Kaiser-Wilhelm-II.-Denkmal, das bis dahin noch in Nordhausen auf der Promenade stand, wurde für Alfred Sobik umgewidmet, dieser wurde darauf als aufrechter und treuer Kämpfer für die Sache der Arbeiterklasse bezeichnet, der von Reaktionären ermordet worden sei. Bis zur Wende gab es alljährlich am 30. April hier Kranzniederlegungen.

Der „Fall Sobik“

Als ich nach Obergebra zog, empfing mich meine Schwiegermutter mit der Bemerkung:



Gisela Stange vor dem für einen „DDR-Märtyrer“ umfunktionierten Kaiser-Denkmal

„Hier kannst du berühmt werden, wenn du ein Loch im Strumpf hast und tot umfällst“. Es wussten also alle, dass der „Fall Sobik“ ein tragisches Unglück, aber mit Sicherheit kein Mord war. Aber alle lebten mit der Schuld des Schweigens, denn die beiden jungen Männer wurden gleich am 17. Mai 1952 in einem Schauprozess zum Tode verurteilt und am 6. September 1952 in Dresden durch das Fallbeil hingerichtet. So genau wusste ich das aber zur Wendezeit noch nicht. Nicht einmal die Angehörigen.

Es hatte keine Beerdigung der unschuldig Hingerichteten in ihrem Heimatort gegeben, nur ein Schreiben, dass die Männer am 6. September 1952 „verstorben“ wären. Die eine der verwitweten Ehefrauen war danach in den Westen geflohen, die andere lebte mit ihren Kindern in bescheidenen Verhältnissen, sie verdiente ihren Unterhalt durch Schneidern für die Leute im Ort.

In meinem Gottesdienstkonzept hatte ich eigentlich nicht vor, diesen „Fall Sobik“ zu erwähnen, sondern dachte an unsere jeweiligen eigenen Verfehlungen, in die Gottes Wort Licht bringen kann. Heute sage ich: Es war der Heilige Geist, der mich bewog, die Gottesdienstbesucher aufzufordern, die Kerzen von der Leiter zu nehmen und auf die Stufen des Dorfgemeinschaftshauses zu stellen zum Zeichen dafür, dass wir endlich Licht in die dunkle Vergangenheit des Ortes mit dem angeblichen „Mord“ bringen wollen. Da ich ja inzwischen Parteimitglied in der CDU war und einige Unionsfreunde anwesend waren, wurde ich von diesen gleich gebeten, doch so etwas wie Montagsdemos in unserem Ort zu organisieren, denn die Sobik-Geschichte war ja der Anlass gewesen, die CDU in unserem Ort zu verbieten, weil die beiden angeblichen Mörder und dann Hingerichteten CDU-Mitglieder gewesen waren. Daraufhin haben wir vom 4. Dezember 1989 bis zum 14. Mai 1990 jeden Montag beim Abendläuten zu stillen Demonstrationen eingeladen. Ich habe dabei jedes Mal ein Bibelwort gelesen, in dem vom Licht Christi die Rede ist, das uns zur Wahrheitsfindung helfen kann, und ein entsprechendes Gebet gesprochen. Zeitgleich hat ein ehemaliger Arbeitskollege der drei Verstorbenen, der unter der Schuld des Schweigens so viele Jahre gelitten hat, beim Staatsanwalt in Nordhausen einen Antrag auf Aufhebung des Urteils vom 17. Mai 1952 und auf Rehabilitierung der beiden Hingerichteten gestellt.

Als Bürgermeisterin aktiv

Unsere Aktionen fanden Resonanz in der Öffentlichkeit, und als neue Wahlen anstanden, wurde ich gefragt, ob ich für die CDU kandidieren würde. Nachdem auch in unserem Ort die CDU die Wahlen gewonnen hatte, stellte sich die Frage nach einer geeigneten Person für das Amt des Bürgermeisters bzw. der Bürgermeisterin. Die Wahl fiel auf mich.

(Fortsetzung folgt)

Fotos: privat

Sommer - Gott sei Dank!



Foto: epd bild

„Ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein!“ Mit diesem Satz wollte sich die DDR sogar als Herrin über Wind und Wetter machen.

„Ohne Sonnenschein und Gott, wär' die ganze Welt bankrott!“ Diesen Satz hat ein Pfarrer zum Ärger der Partei dagegengesetzt.

Das Wetter ist eines der häufigsten Gesprächsthemen. Dabei rangiert Unzufriedenheit über das Wetter auf der Nörgelskala ganz oben.

Meist behalten wir gute Erinnerungen in unserem Gedächtnis. Beim Sommer scheint das anders zu sein, wir denken häufiger an kalte und verregnete Tage als an strahlende Sommertage. Vielleicht liegt das daran, dass wir Sommer und Sonne gleichsetzen. Trifft das nicht zu, ist der Sommer nichts wert. Dabei wäre ein Sommer ohne Sommerregen, kräftige Gewitter und wabernde Morgennebel unerträglich für Mensch und Natur.

Stellen wir uns vor, wir wären tatsächlich die Herren über Sonne, Wind und Regen, das Chaos wäre perfekt. Gott sei Dank gibt es Sommer, Sonnenschein und Gott!

Carmen Jäger

Das Ende der DDR fünf Jahre vorher prophezeit Zwiespältige Eindrücke von Reisen in die DDR vor 25 Jahren um 1984

Von Konrad Wetterstein, Hofeisenach

In diesem Jahr werden es 20 Jahre, dass die Berliner Mauer fiel. 2010 besteht die Deutsche Einheit 20 Jahre. Jüngere Menschen im Schulalter kennen die deutsche Teilung nicht mehr aus eigenem Erleben. Wir Älteren können unsere Erinnerung an die Trennung Deutschlands noch aus eigener Anschauung weiter geben. Westdeutsche sehen die DDR, die nie westdeutschen Wohlstand erreicht hatte, inzwischen in einem etwas anderen Licht, seit es auch im Westen triste Wohnviertel, renovierungsbedürftige Schulen, ungepflegte Bahnhöfe und verarmte Menschen gibt, die die Abfälle anderer nach Brauchbarem durchsuchen. Dass der Staat in die Wirtschaft lenkend eingreift, ist längst kein Tabu mehr. Der Bericht unseres Mitarbeiters Konrad Wetterstein über seine vielfältigen DDR-Kontakte um das Jahr 1984 herum zeigt, dass die Grundversorgung im Ostdeutschland der DDR so schlecht nicht war, wie oft behauptet. Woran es mangelte, waren Individualität und Bewegungsfreiheit. Erstaunlich an dem folgenden, 1984 nieder geschriebenen Bericht ist, dass bereits 1984, also fünf Jahre vor dem Mauerfall von 1989, das Ende der DDR voraus gesehen wurde. Wetterstein berichtet uns von christlichen Friedensgruppen, die damals in einem totalitären System viel Mut bewiesen. Hier der Bericht:

Zehn Tage durch die DDR reisen zu können, ist keine Selbstverständlichkeit. Die Möglichkeit, die die Theodor-Heuß-Akademie im Sommer 1984 dazu bot, musste also eine ganze Menge an neuen Eindrücken vermitteln, die frühere Erkenntnisse relativierte. Wie immer nach einer größeren Reise, klaffen Bilder auseinander: Bilder, die man zuvor gewonnen hatte, Bilder, die man hernach mitnimmt. Eindrücke, die der offizielle Reisebegleiter zu vermitteln sucht, Eindrücke, die der Reisende selbst gewinnt.

Vor der Reise konnte man meinen, die DDR könnte inzwischen ein Land geworden sein, in dem man durchaus leben kann, da sich die materielle Versorgungslage ja wesentlich gebessert habe, das geistige Klima inzwischen vielleicht sogar einige Abweichungen von der herrschenden Staatspartei-Doktrin zulasse: Im künstlerischen, weltanschaulichen und konfessionellen Bereich. Die Einlassungen der offiziellen Reisebegleiterin, die viel von „Aufbau“, „Stadterneuerung“, „Minderheitenschutz“, „Produktionsleistung“ in „unserer Republik“ sprach, hätten solche Vor-Eindrücke in der Tat noch bestätigen können.

Schlechte Versorgung

Im Nachhinein betrachtet, liegen die Dinge anders. Die materielle Versorgung ist zwar gewährleistet, aber dennoch unzureichend. Ein Besuch in der „Kaufhalle“ eines größeren Wohngebiets ist geradezu niederschmetternd: Lieblos, qualitativ schlecht, teils schon verdorben das Warenangebot. Rindfleisch, so alt und dunkel wie Dörrfleisch, Schinkenspeck, der wirklich nur aus fettem Speck bestand, waren zu sehen. Schlangen vor Metzgereien nach der Anlieferung von Frischfleisch (dienstags, mittwochs) sind keine Seltenheit. Ich höre eine Mutter vor einem Gemüseladen in Weimar zu ihrem Kind sagen: „Immer nur Blumenkohl, wenn es nur einmal etwas anderes gäbe, zum Beispiel Tomaten“. Wer seinen Sonntagsbraten nicht freitags beizeiten kauft, so wurde uns in Dresden berichtet, hat das Nachsehen; problematisch ist das in vielen Familien, von denen beide Ehegatten berufstätig sind. Eine gewisse Anreicherung erfährt das quantitativ und qualitativ unzulängliche Warenangebot durch private Kleinhändler. Sie bringen

die Initiative auf, sich das in Dresdens HO-Läden nicht erhältliche Obst und Gemüse bis aus der Lausitz zu besorgen. Diese Läden sind oftmals auch in der äußeren Aufmachung und Sauberkeit ansprechender als die Staats-Filialen. Diese halten dann, wie erzählt wird, die in der Vorweihnachtszeit ihnen endlich einmal zugeteilten Apfelsinen so lange zurück, bis sie verdorben sind.

Für Westgeld alles

Zum anderen bieten natürlich die „Exquisit“- und „Intershop“-Läden gegen sehr hohe Preise bzw. gegen West-Währungen einen gewissen Ausgleich im unzureichenden Konsumgüterangebot. Nur: Wer hat schon die sogenannte Valuta-Wäh-



Alltag in der DDR um 1980 in Cottbus

rung und wessen Einkünfte sind so bemessen, dass er die Exquisit-Preise bezahlen kann? Hierin liegt ein tiefes Ärgernis für die DDR-Bürger. Es sind, wie sie ihren Kindern erklären müssen, Geschäfte, in denen sie nicht kaufen können, sondern „Geschäfte nur zum Anschauen“. Der klassenlose Staat kennt also durchaus „Klassifizierungen“ seiner Bürger. Solche Schranken können sogar bis zu Berechtigungen und Tabus beim Frühstücksbuffet in einem Nobel-(Valuta)-Hotel gehen. Diese Schranken zu übersteigen, darum kreist Sinnen und Trachten

vieler DDR-Bürger. Schwarztausch-Offerten DDR-Mark gegen D-Mark werden immer wieder gemacht. Wer privat etwas repariert haben will, muss das mindestens halb in Valuta entgelten. Da das offiziell nicht angepriesen werden darf, flüchtet man zu Kleinanzeigen wie „Tausche Bohrmaschine gegen 'blaue Fließen'“, wobei mit den 'blauen Fließen' natürlich die blauen, bundesdeutschen Hundert-Mark-Scheine gemeint sind.

Eine evangelische Friedensgruppe

Die Schranken, die die DDR setzt, wollen ihre Bürger natürlich auch geistig und geographisch überwinden. Wer irgend kann, reist. Wenn es nicht in den Westen möglich ist, dann wenigstens in die sozialistischen Nachbarländer. Gegenwärtig ängstigt man sich in der DDR, die Tschechoslowakei könnte ihr Straßennetz für Benutzer von Zweitaktwagen, zu denen ja der in der DDR verbreitete „Trabi“ („Rennpappe“ genannt mit Volkswitz: „Was ist das größte am Trabant?“ - Antwort: „Das DDR-Schild“) gehört, verbieten; denn die Zweitakt-Abgase verpesteten Luft und Umwelt ganz besonders stark. Damit würde der begehrte Ungarn-Urlaub für viele DDR-Bürger unmöglich, da dieser die Tschechei-Durchfahrt erfordert. West-Fernsehen und West-Radio ist für die meisten DDR-Bürger eine Selbstverständlichkeit. Das Misstrauen gegenüber den westdeutschen Sendern ist aber größer als bei den bundesdeutschen Fernsehzuschauern. Dies, weil man Massenmedien gegenüber, von den DDR-Medien her, grundsätzlich misstrauisch ist. Das Weltbild vieler DDR-Bürger ist folglich ein Gemisch aus DDR-Information und West-Fernsehen. So kann eine evangelische Friedensgruppe am Dom zu Magdeburg öffentlich ein Friedensseminar ankündigen, in dem es laut Anschlag um beiderseitige Abrüstung in West und Ost gehen soll; die westdeutsche Friedensbewegung und die ostdeutsch-kirchlichen Abrüstungsbestrebungen „Schwerter zu Pflugscharen“ sind also gleichermaßen im Blick. Wer sich vielseitig informiert und auch Mut hat, findet offenbar auch in der DDR Nischen.

Nichts demonstrierte im Sommer 1984 jedoch den sehnsüchtigen Blick nach dem Westen so deutlich wie Anfahrt und Anmarsch von Tausenden von DDR-Bürgern zur Berliner Mauer, um das in Westberlin abgebrannte André-Heller-Feuerwerk sehen zu können. Die Ostberliner S-Bahnzüge waren spätabends in der zu dieser Tageszeit ungewohnten Richtung von Ost nach West (zum Bahnhof Friedrichstrasse) übermäßig gefüllt. Wer die Tausende hinter der Mauer im Schein des gleißenden Bluffs, sehnsüchtig stehen sah, wer erlebt, wie jedes Fahrzeug aus dem Westen nachdenklich und mit eben jenem Sehnen betrachtet wird, der kann eigentlich nur den Schluss ziehen, dass sich die meisten DDR-Bürger psychisch wie in einem großen Gefängnis fühlen.

Die Allmacht des Staates

Gründe sind wohl neben der unzureichenden materiellen Versorgung und dem ganz menschlichen Wunsch nach Veränderung die Allgegenwart des Staatsapparats. Was der Bürger begehren mag, muss er ganz überwiegend von Staats-Organen bewilligt erhalten. Und das ist normiert, dauert lange oder ist erfolglos. Ob ein privater Kinderhortplatz, ob eine Autoinspektion, eine ausreichend große Wohnung, die Mini-Batterie für die Timex-Uhr oder nur die Vervollständigung eines Plattengehweges vor der Haustür: Vor dies und anderes haben die Götter die Launen der Bürokratie gesetzt. Und die schafft ohne Rücksicht auf individuelle Wünsche und auch heute noch ohne Rücksicht auf Umweltbelastungen, was ihr in den Sinn kommt.

Etwa für 90.000 Einwohner fünf- bis achtstöckige Wohnklötze in Halle-Neustadt (in der Regel bis fünf Stockwerke ohne Aufzug): Kaum Spielflächen, keine Bolzplätze - das in seiner Einfallslosigkeit Deprimierendste, was man an neuen Wohnstädten wohl überhaupt sehen kann. Die Selbstmordrate soll hier vor allem, als die Zufahrtswege noch unfertig waren, ungewöhnlich hoch gewesen sein, was durchaus auch offiziell zugegeben wird. Und selbst hier zeigen Woh-

nungszuteilungen auch nach „gesellschaftlicher Aktivität“ (im Grunde ist das Mitmachen im offiziellen Staats-Partei-Apparat), wie Gleichheit und Chancengerechtigkeit in der DDR verstanden werden. Solche „gesellschaftliche Aktivität“ spielt ja auch bei der Platzierung der Schüler auf die weiterführende sogenannte Erweiterte Oberschule EOS (nach der allgemeinen zehnklassigen Schule) eine besondere Rolle. Zugegeben, nicht



Vor dem Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar zur DDR-Zeit

alles, was sich DDR-Bürokraten ausdenken und realisieren, ist schikanös und entindividualisierend. Für 120 Ost-Mark monatliche Pflegekosten beispielsweise seinen Lebensabend in einem Altenheim verbringen zu können, das ist schon eine gesellschaftliche Leistung, die sich sehen lassen kann. Freilich haben die Nasszellen dieser Altenheime dann nicht jenen hotelähnlichen Luxuscharakter, wie ihn viele Heime in der Bundesrepublik besitzen. Und gewiss müssen sich viele alte Heimbewohner in Altenheimen mit 500 bis 600 Plätzen fast eingebunkert vorkommen. Aber Großinstitutionen gibt es auch im Westen. Dass das Taschengeld der Heimbewohner ganz für den Kaffee draufgeht (er ist viermal so teuer wie in der Bundesrepublik), gehört zu den Versorgungsmängeln..

Keine Gewalt - aber Alkohol

So unauffällig und sachdienlich wie die Versorgung der Alten ist auch die Haltung der Jugend.

Von exzessiver Gewalt ist nichts zu spüren. Mädchen und Frauen können durchaus nachts allein über die Straße gehen. Auch innerfamiliäre Gewalt kann sich nicht lange anstauen. Denn Scheidungen gehen schnell über die Bühne. Die Wohnung behält der, der die Kinder behält. Da fast immer beide berufstätig sind, ist sonst nicht viel zu regeln. Hauptventil für Frust ist der Alkohol. Wir sehen nachts in Erfurt betrunkene Volksarmisten offen auf die Straße urinieren. Gegen den Alkohol-Missbrauch ist offenbar wenig zu machen. Zwar ist die gesundheitliche Volksaufklärung in ihrer mechanistischen Pädagogik gut ausgedacht. Wir loben eine entsprechende Schau im Dresdner Hygiene-Institut. Doch Staatsaufklärung hat zumal in der DDR ihre Grenzen. Da finde ich als Nichtraucher das respektierte Rauchverbot in dem Cafe, in dem ich in Weimar sitze, schon besser.

„Die DDR bricht zusammen“

Gerne hören DDR-Gesprächspartner Besucherlob. Für sie wiegt das schwer. Denn ihr Denken kreist viel mehr um den Westen, als man glaubt. Ob denn die westeuropäische Einbindung der Bundesrepublik nicht die deutsche Wiedervereinigung erschwere, ist die Hauptsorge. Ist die DDR für die westdeutsche Jugend überhaupt ein Thema?, will man wissen. Ein Stück Selbstbewusstsein, das sich die DDR-Bürger in den letzten Jahren gewiss zugelegt haben, steckt darin. Aber auch ein Hinausträumen aus den eigenen Begrenzungen. Einer sagt sogar zu uns: „Die DDR wird eines Tages zusammen brechen. Wie und wann, weiß ich nicht. Aber hier ist alles so marode. Schauen Sie sich nur an, wie die Radkasten der Straßenbahnen auf den ausgefahrenen Gleisbetten der Dresdner Straßen Funken schlagen. So ist hier alles“. Der das sagte, ist Verkehrsingenieur, weiß also um die wieder und wieder hinaus geschobenen Instandhaltungsarbeiten. „Wir leben nur noch von der Substanz“, sagt er, der in einer evangelischen Gruppe „Schwerter zu Pflugscharen“ mitwirkt. Den gesellschaftlichen Reparaturbedarf hält er für genauso groß.

Momentan ist aber „Großer Bruder Staatsapparat“ in der DDR allgegenwärtig. Wer sich von ihm führen lässt, hat in Maßen Spaß. Etwa beim ironisch „ABBA“ genannten Pfingstfestival der FDJ-DDR-Jugend: „ABBA“ für die übliche „Abfolge“: Ankommen - Brüllen - Bumsen - Abfahren. So bekommt, wer geduldig und ausdauernd genug ist, seine zugegeben billige Wohnung und auch einmal eine Reise in ein osteuropäisches Land.

Private Initiative unerwünscht

Aber privat untereinander die Kleinkinder im umschichtig organisierten Hort betreuen, das darf man nicht. „Das ist gesellschaftlich unerwünscht“, wie offizielle Sprecherinnen einer Frauenorganisation sagen. Dabei beginnen in der DDR viele Eltern darüber nachzudenken, ob es für ihre Kinder so förderlich ist, bereits zwischen einem halben und drei Jahren ganztags sekundären Institutionen überlassen zu werden. Man wolle sich, so wird entgegnet, die staatlich für richtig erkannten Erziehungsziele nicht konterkarieren lassen.

„Wir“ - das ist die DDR - und das (ein Strichmännchen) bin ich“, malen die Kinder in den DDR-Kindergärten. Merkwürdig nur, dass nach 35 Jahren (die "35" zielt für das Bestehen 1949 bis 1984 derzeit auch die DDR - aber gewiss nicht im Sinne der 35-Stundenwoche wie auf westdeutschen Gewerkschafts-Plakaten) DDR-Erziehung so viele an Übersiedlung in den Westen denken und einige dies auch tun. Sonst müsste der Volkspolizist bei unserer Ausreise in Helmstedt/Marienborn nicht seine Dienstmütze absetzen, um mit seiner Taschenlampe halb in die leeren Behälter des Kesselwagens hineinkriechen, den er neben uns nach Westen abzufertigen hat, um dort nach DDR-Flüchtigen zu leuchten.

Fotos: privat

Brücke über die Zonengrenze Diakonische Partnerschaften im geteilten Deutschland

Zwanzig Jahre nach dem Fall der Mauer blickt die Diakonie auf ihre verbindende Rolle im geteilten Deutschland zurück. Aus diesem Anlass fand vom 5. bis 7. Mai 2009 in der Stephanus-Stiftung Berlin-Weißensee eine "Zeitzeugentagung" statt.

Rund 50 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Diakonie, die bis in die 1980er Jahren in leitender Verantwortung standen, kamen dabei als Zeitzeugen zu Wort. Wechselnde Referate jeweils aus ost- und westdeutscher Perspektive reflektierten die damalige grenzüberschreitende Arbeit kritisch.

Gastgeber Diakonie-Präsident Klaus-Dieter Kottnik äußerte: "Die Evangelische Kirche und ihre Diakonie waren über viele Jahrzehnte eine wichtige Brücke zwischen Ost und West. Die helfenden Partnerschaften zwischen unzähligen ost- und westdeutschen Einrichtungen und Verbänden der Diakonie leisteten dabei einen großen Beitrag zur innerdeutschen Verständigung".

Viele Mitarbeiter sowie Ehrenamtliche sorgten mit ihrem ganz persönlichen Engagement dafür, dass Diakonie über politische Barrieren hinweg eine Klammer zwischen Ost und West über die Zonen- und die innerdeutsche Grenze bildete. Dabei ging es nicht nur um zwischenmenschliche Begegnungen oder Lieferungen von Hilfsgütern, sondern auch um fachlichen Austausch. So wurde zum Beispiel die Integration von behinderten Menschen frühzeitig zum Schwerpunkt der Behindertenarbeit in Ost und West.

Breite Basiskontakte möglich

Der frühere Diakoniepräsident Pfarrer Karl Heinz

Neukamm sagte: "Während der deutschen Teilung gab es keine Organisation in Deutschland, in der, wie in der Evangelischen Kirche, solche breiten und intensiven Basiskontakte möglich waren". Regelmäßig fanden Begegnungen statt, bei denen der fachliche und inhaltliche Austausch sowie die Unterstützung für Ostdeutschland im Mittelpunkt standen.

Die Veranstalter kündigten an, dass in nächster Zeit eine umfangreiche Dokumentation herausgegeben wird, die dieses Kapitel deutscher Geschichte intensiv beleuchtet und festhält. Am Rande der Tagung gab es auch Gelegenheit zu persönlichen Begegnungen mit früheren und jetzigen Leitungspersonlichkeiten der Diakonie: der amtierende Diakonie-Präsident Klaus-Dieter Kottnik, der ehemalige Diakonie-Präsident Karl-Heinz Neukamm und der ehemalige Direktor des Diakonischen Werkes der Evangelischen Kirchen in der DDR, Ernst Petzold, waren ebenso anwesend wie Führungskräfte großer diakonischer Einrichtungen aus Ost und West.

Die Stephanus-Stiftung im Ostteil Berlins diente bis 1989 als Begegnungsstätte für die innerdeutschen kirchlichen Beziehungen.

Sommer ist Duft...

*...Duft von Blumen, Duft von
Regentropfen auf heißem Asphalt,
Duft von Lagerfeuer und Grill,
Duft von frischem Heu, Duft von
Meer und Tang, Duft von warmen
Waldboden, Duft von verschwitzt
spielenden Kindern. Sommer ist der
Duft von Liebe und Zärtlichkeit.*

Carmen Jäger

Wenn der Damm gebrochen ist EKD-Denkschrift zur ärztlich assistierten Selbsttötung Schwerkranker

Leben bis zum bitteren Ende unter qualvollen Schmerzen nicht um jeden Preis: Das hört man immer wieder als Forderung. Horrorbilder vom technisch-künstlichen Am-Leben-Halten komatöser Personen ängstigen. Der „ärztlich assistierte Selbstmord“ für unheilbare Patienten ist deshalb ins Gespräch gekommen: Ärzte wären so vom Tötungsvorwurf zu befreien. Die Spannung zwischen normativ gebotener Erhaltung des Lebens und der Selbstbestimmung auch der Sterbenden ist nicht einfach zu lösen. Fingerzeige gibt nun der EKD-Text Nr. 97 „Wenn Menschen sterben wollen - eine Orientierungshilfe zum Problem der ärztlichen Beihilfe zur Selbsttötung“, den wir im folgenden auszugsweise vorstellen.

Der Text grenzt voneinander ab die (wohl in Deutschland, aber im Ausland nicht überall verbotene) aktive Sterbehilfe (mit ärztlich verabreichter, todbringender Medikation) von der passiven Sterbehilfe (als Therapiebegrenzung) und vom (eher sozialen, pflegerischen und geistlichen) Sterbebeistand (Sterbebegleitung). Problematisiert wird im folgenden EKD-Text der leichtfertige Umgang mit der göttlichen Gabe des Lebens. Ein Arzt dürfe aber dem zweifelsfrei erwiesenen Behandlungsverzicht eines Patienten im Todesstadium entsprechen. Eine rechtlich wegen der Arzt-Garantenpflicht nicht ganz unproblematische, ärztliche Beihilfe zur den Tod auslösenden Selbsttötung weiche jedoch die ärztliche Berufsethik auf und müsste dazu deziert in das ärztliche Aufgabenraster übernommen werden. Hierbei könnte dann wiederum ein Druck auf die Anwendung des einmal gedanklich und berufsethisch Möglichen entstehen. Ein Dammbruch sozusagen. Da meldet der EKD-Text seine Bedenken an. Hier nun entscheidende Passagen des EKD-Textes Nr. 97.

„Die Beihilfe zur Selbsttötung oder, wie der eingeführte Fachbegriff dafür lautet, der assistierte Suizid findet seit einiger Zeit verstärkte öffentliche Aufmerksamkeit. In der Problematik des assistierten Suizids bündeln sich verschiedene Aspekte und Fragen. Vielen Menschen erscheint der assistierte Suizid als ein möglicher letzter Ausweg aus einer Situation unerträglichen Leidens oder des Verlustes der Kontrolle über das eigene Leben. Daher sollte es der Selbstbestimmung des einzelnen überlassen bleiben, ob er diese Möglichkeit für sich in Anspruch nehmen will. Es gehört zum Selbstverständnis unseres politischen Gemeinwesens, dass es seinen Bürgerinnen und Bürgern einen größtmöglichen Frei- raum in ihrer Lebensgestaltung gewährt. Das schließt das Lebensende mit ein. Auf der anderen Seite berührt dieses Thema elementare Fragen des Verständnisses menschlichen Lebens und Sterbens. Es besteht ein breiter gesellschaftlicher Konsens, dass es gilt Suizide nach Möglichkeit zu verhindern, und es werden erhebliche Anstrengungen zur Suizidprävention unternommen. Darin zeigt sich ein bestimmtes Verständnis von der Bestimmung menschlichen Lebens und von der gemeinsamen Aufgabe, Menschen nach Möglichkeit zum Leben zu helfen. Es ist die Spannung zwischen diesem Verständnis menschlichen Lebens und dem Respekt vor der Selbstbestimmung eines Menschen, der sein Leben beenden möchte, die das Thema des assistierten Suizids so konfliktreich macht. Die Kirche sieht sich durch dieses Thema zu einer Diskussion darüber herausgefordert, ob Christinnen und Christen den assistierten Suizid als eine mögliche Option für sich selbst und für andere verstehen können. Hier geht es um das christliche Verständnis menschlichen Lebens und Sterbens und um die Bedeutung des christlichen Glaubens für den Umgang mit Erfahrungen schweren Leidens. Eine besondere Zuspitzung

erfährt die Problematik in der kontrovers diskutierten Frage, ob der ärztlich assistierte Suizid explizit im Recht als unter bestimmten Voraussetzungen zulässig verankert werden sollte...

Medizinische und standesethische Aspekte

Die Begriffe „Ärztliche Beihilfe zur Selbsttötung“ und „Ärztlich assistierter Suizid“ werden im Folgenden

synonym verwendet. Unter ärztlich assistiertem Suizid wird die Mitwirkung eines Arztes oder einer Ärztin bei der Selbsttötung eines Patienten oder Hilfesuchenden verstanden. Diese Mitwirkung kann in der Beschaffung eines tödlichen Medikamentes bestehen oder in der Beschaffung einer Vorrichtung, die dem Suizidwilligen die Selbsttötung ermöglicht, oder in der medizinischen Begleitung und Überwachung eines Suizids. Entscheidend ist in jedem Falle, dass der letzte Schritt durch den Suizidwilligen selbst ausgeführt wird.

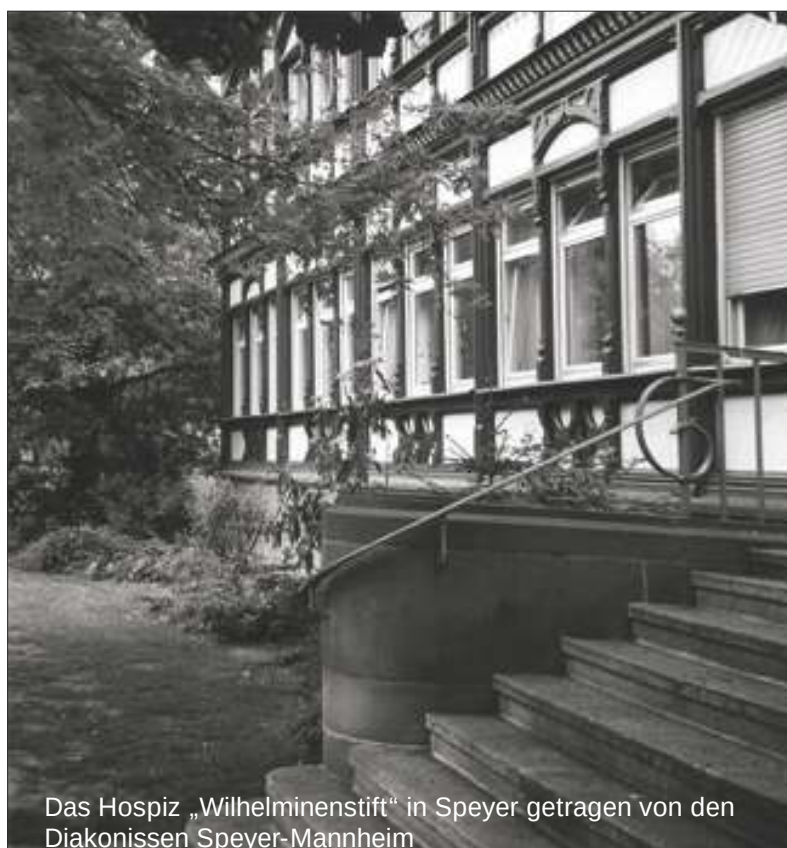
Dies unterscheidet die „Beihilfe zur Selbsttötung“ ausnahmslos von der „Tötung auf Verlangen“ (auch als aktive Sterbehilfe bezeichnet), die in den Niederlanden und Belgien unter bestimmten Voraussetzungen erlaubt, in Deutschland aber verboten ist. Hierbei verabreicht der Arzt auf Wunsch des Patienten selbst das todbringende Medikament. Als Sterben-Lassen (auch als passive Sterbehilfe bezeichnet) werden heutzutage zunehmend der dem Krankheitsverlauf an-

gemessene und aufgrund ausdrücklichen oder mutmaßlichen Willens des Patienten durchgeführte Therapieverzicht oder die Therapiebegrenzung bezeichnet, was beispielsweise auch die Reduzierung und das Absetzen der künstlichen Beatmung beinhalten kann. Unter Sterbegleitung werden die pflegerische Unterstützung und die seelsorgerlich-soziale Begleitung eines Menschen im absehbaren oder begonnenen Sterbeprozess verstanden.

Selbstbestimmung des Patienten

Die ärztliche Beihilfe zum Suizid gilt bislang als unvereinbar mit dem ärztlichen Ethos. Diesem zufolge ist es Aufgabe des Arztes, Kranke zu heilen und Leben zu schützen. Die derzeitige ärztliche Berufsordnung hat dies noch erweitert um das Lindern von Schmerzen, die Begleitung von Sterbenden und den Schutz der Lebensgrundlagen. Gleichzeitig hat

aber in der ärztlichen Ethik in den letzten Jahrzehnten neben dem traditionellen Grundsatz ärztlichen Handelns, der Sorge um das Patientenwohl, das Prinzip der Selbstbestimmung des Patienten einen bedeutsamen Stellenwert erlangt. Im konkreten Fall können die Selbstbestimmung des Patienten und das Gebot der ärztlichen Fürsorge in Konflikt geraten. Ärztliche Hilfe zum Suizid steht dabei gegen den Auftrag des Arztes zur Erhaltung von Leben, zur Wiederherstellung der Gesundheit, zur Linderung von Leiden und zum Beistand bei Sterbenden. Während es mit traditionellem ärztlichem Handeln vereinbar ist,



im Sterbeprozess Hilfe, Schmerzlinderung und Begleitung zu leisten, verlangt der Wunsch nach Hilfe zum Suizid, dass mit ärztlicher Unterstützung ein Leben absichtlich und geplant vorzeitig beendet wird.

Nach ärztlicher Einschätzung bestehen häufig Zweifel, ob der Wunsch des Patienten Ausdruck einer selbstbestimmten Entscheidung ist oder ob die Selbstbestimmung nicht vielmehr durch psychische Faktoren eingeschränkt ist, die durch die Erkrankung bedingt sind. Darüber hinaus ist in manchen Fällen schwer abzuschätzen, welchen Einfluss dem Patienten nahestehende Personen und gesellschaftliche Verhaltenserwartungen haben. Seitens der Palliativmedizin, deren Aufgabe die Schmerz- und Leidminderung ist, wird auf den appellativen Charakter des Suizidversuchs als Ruf nach Hilfe hingewiesen. Erfahrungsgemäß verschwinde der Wunsch zu sterben, wenn kompetente Hilfe angeboten würde. Die ärztliche Beurteilung, ob eine Entscheidung zum Suizid selbstbestimmt gefällt wird, kann im Einzelfall sehr schwierig sein.

In der Diskussion wird darauf hingewiesen, dass es argumentativ nur schwer begründbar ist, den ärztlich assistierten Suizid zu legitimieren und gleichzeitig die Tötung auf Verlangen zu untersagen.... Aus standesethischer Sicht würde eine Öffnung zur Suizid-Beihilfe einen einschneidenden Wandel der Grundprinzipien ärztlichen Handelns bedeuten. Der ärztlich assistierte Suizid widerspricht nach den ärztlichen Standesvertretungen dem ärztlichen Ethos.... Die Deutsche Gesellschaft für Palliativmedizin spricht sich stattdessen für bessere Angebote bei der medizinischen, pflegerischen und psychosozialen Begleitung am Lebensende aus.

Rechtliche Aspekte

Die Selbsttötung als solche ist nach deutschem Recht straflos, denn die Tötungsdelikte beziehen sich auf die Tötung eines anderen Menschen. Daher ist auch die Anstiftung und Beihilfe zum Suizid in Deutschland nicht strafbar.... Eine Straf-

barkeit der ‚Beihilfe zum Suizid‘ kann aber gleichwohl gegeben sein, wenn der Gehilfe eine Garantenpflicht oder auch Einstandspflicht gegenüber dem Suizidenten hat..... Es ist widersprüchlich, dem Suizidgehilfen zwar die Beschaffung eines Tötungsmittels zu gestatten, ihn aber zum Einschreiten zu verpflichten, sobald das Mittel wirke und der Suizident nicht mehr selbst handlungsfähig sei. Dies führe in der Praxis zu unwürdigen Umgehungsstrategien (der Arzt muss sich rechtzeitig entfernen).

Individualethische Beurteilung

Was die individualethische Beurteilung der Suizidbeihilfe betrifft, so haben die Vorbehalte, die viele Menschen diesbezüglich haben, ihren Grund in der überwiegend bis ausnahmslos negativen Beurteilung des Suizids in der christlichen Theologie. Leitend war der Gedanke, dass das Leben eine Gabe Gottes ist. Indem ein Mensch seinem Leben ein Ende macht, vergreift er sich gewissermaßen an dieser Gabe. Die Aussage, dass Leben Gottes Gabe ist, wurde einseitig im Sinne des Verbots verstanden, selbstmächtig über das eigene Leben und dessen Ende zu verfügen.

Anders verhält es sich, wenn diese Aussage im Sinne der Ermutigung verstanden wird, das eigene Leben als Gabe Gottes zu sehen und es in der Vielfalt der mit ihm verbundenen Erfahrungen so anzunehmen. Wird das Leben in diesem Sinne begriffen, dann heißt Führung des eigenen Lebens: sich führen lassen durch den, dem es sich verdankt. Das betrifft insbesondere Kontingenzerfahrungen, die dem eigenen Leben eine andere Richtung geben, wie z. B. der Verlust eines geliebten Menschen, die Geburt eines behinderten Kindes oder eine schwere Erkrankung. Sich führen zu lassen bedeutet hier: Solche Erfahrungen nicht bloß als Störungen des eigenen Lebensentwurfs zu begreifen, sondern sie anzunehmen und nach Möglichkeit in das eigene Leben zu integrieren.

Das ist etwas anderes als ein bloß passives

Hinnehmen. Es nimmt dem Menschen die eigene Verantwortung für notwendig gewordene Entscheidungen nicht ab, sondern ist seinerseits ein Akt der Selbstbestimmung. Sich führen zu lassen schließt vielmehr ein, solche Verantwortung bewusst zu übernehmen und die Entscheidungen zu treffen, die die eingetretene Situation erfordert. Am Ende des Lebens kann dazu zum Beispiel der bewusste Verzicht auf lebensverlängernde Maßnahmen gehören....

Sozialethische Beurteilung

Was die sozialethische Beurteilung im Hinblick auf die Gestaltung des Rechts in dieser Frage betrifft, so ist zu berücksichtigen, dass das Recht für alle Bürgerinnen und Bürger gilt. In einer weltanschaulich pluralen Gesellschaft können daher für die Gestaltung des Rechts nicht allein die religiösen Überzeugungen lediglich eines Teils der Bürgerinnen und Bürger maßgebend sein. Denn dies würde bedeuten, dass alle anderen mit Rechtszwang Normen unterworfen würden, die ihre Begründung in Überzeugungen haben, die sie selbst nicht teilen. Dies mutet allen die Bereitschaft zu, bei der Gestaltung des Rechts solche Lösungen zu suchen, mit denen auch Andersdenkende leben können. Dass es solche Lösungen nicht immer und vielleicht nur in den selteneren Fällen gibt, ändert nichts an der Notwendigkeit dieser prinzipiellen Bereitschaft zur Verständigung, bei der diese Anderen zu achten sind.

Institutionsethisch gesehen

Wie ausgeführt, spielen bei der institutionenethischen Frage noch andere Gesichtspunkte eine Rolle als bei der individualethischen Beurteilung. Daher gilt es hier, nach Möglichkeit eine Verständigung zu suchen über unterschiedliche individualethische, sozialethische und institutionsethische Einschätzungen hinweg. Zu bedenken sind hier die Auswirkungen im gesellschaftlichen, politischen und ärztlichen Bereich, die die gegenwärtigen Vorschläge haben. Zu unterscheiden ist hier zwischen

a) Vorschlägen, die auf eine Einschränkung der Garantenpflicht des Arztes, d. h. seiner Pflicht zum Einschreiten mit dem Ziel der Abwendung des Suizids abzielen, und

b) Vorschlägen, die die Zulässigkeit der ärztlichen Suizidbeihilfe (im Sinne der aktiven Mithilfe beim Suizid, z. B. durch die Verschreibung des todbringenden Medikaments) ausdrücklich im Recht verankern möchten. Hinzu kommt

c) ein Gesetzesvorschlag, der auf ein Verbot der geschäftsmäßigen Suizidbeihilfe abzielt.

Einwilligungsfähiger Patient

a) Was die Einschränkung der Garantenpflicht des Arztes im Falle eines freiverantwortlichen Suizids betrifft, so erscheint es in der Tat widersprüchlich, dass nach geltender Rechtslage ein Arzt sich nicht strafbar macht, wenn er einem Suizidwilligen ein tödliches Mittel besorgt, sich aber strafbar macht, wenn er bei dessen Selbsttötung nicht einschreitet, sobald das Mittel zu wirken beginnt. Zugunsten der Einschränkung der ärztlichen Garantenpflicht wird geltend gemacht, dass dies der Respekt vor der Selbstbestimmung Suizidwilliger gebietet. Im Bereich der Medizinethik wird der Selbstbestimmung ein hoher Stellenwert zuerkannt. Hier geht es um die Frage, wer bestimmen soll, ob eine medizinische Behandlung vorgenommen werden soll: Man selbst oder andere. Dieser negative Begriff von Selbstbestimmung, der sich darauf bezieht, dass nicht andere bestimmen sollen, ist von einem starken Begriff von Selbstbestimmung im Sinne eines Selbstbestimmen-Könnens zu unterscheiden, für den in der medizinethischen Literatur der Begriff der Einwilligungsfähigkeit verwendet wird. Es herrscht Konsens, dass ein Arzt einen Behandlungsverzicht seitens eines einwilligungsfähigen Patienten zu respektieren hat, auch wenn dies zu dessen Tod führt. Die Pflicht, Leben zu erhalten, hat hier zurückzustehen hinter der Pflicht, die Selbstbestimmung zu respektieren. Diesem Fall scheint der Suizid einer einwilligungsfähigen Person, die an einer schweren

Krankheit leidet, vergleichbar. Daher hatte der Nationale Ethikrat in Deutschland gefordert, dass ein Arzt, der in einem solchen Fall nicht eingreift, straffrei bleibt.

Die Vorschläge zur Einschränkung der ärztlichen Garantenpflicht, also der Pflicht zur Abwendung eines Suizids unterscheiden freilich nicht danach, ob es sich um einen schwer erkrankten, körperlich schwer leidenden Patienten handelt oder um einen Suizidenten, der seinem Leben aus anderen Gründen ein Ende machen will. Die Vorschläge sehen überwiegend die Einschränkung der ärztlichen Garantenpflicht generell bei Suizidversuchen von urteilsfähigen Personen vor. Hier ergeben sich Spannungen zur ärztlichen Pflicht, Leben zu erhalten....

b) Weitergehend ist die ärztliche Beihilfe zur Selbsttötung. Sie soll bei Vorliegen bestimmter Voraussetzungen ausdrücklich im Recht verankert werden. Einerseits würde damit Rechtssicherheit für die ärztliche Suizidbeihilfe im Einzelfall geschaffen. Andererseits würde damit freilich auf der Ebene des Rechts eine Situation geschaffen, die einem Eingriff in den Bereich des ärztlichen Ethos und des Verständnisses des ärztlichen Berufes gleichkäme. Eine solche Rechtsbestimmung ginge insofern über die Schweizer Rechtslage hinaus, als diese die ärztliche Suizidbeihilfe nicht explizit erwähnt.

Wie ausgeführt, lässt dies dort die Möglichkeit offen, die ärztliche Suizidbeihilfe ausdrücklich nicht als Teil der ärztlichen Tätigkeit zu begreifen, sondern die Aufgabe des Arztes auf Heilung, Linderung und Begleitung zu beschränken, ohne

dass damit kategorisch ausgeschlossen wird, dass ein Arzt mit Ausnahmesituationen konfrontiert sein kann, die er auf seine persönliche Verantwortung nehmen muss, ohne durch die Regeln seines Berufes gedeckt zu sein.

Ärzte überschreiten Grenzen

Man wird im Blick auf die vorgeschlagene Verankerung der ärztlichen Beihilfe zur Selbsttötung im Recht deren symbolische Wirkung nicht außer Acht lassen dürfen. Damit wird eine Verbindung

hergestellt zwischen Arztberuf und Beihilfe zur Selbsttötung, und dies wird nicht ohne Auswirkungen auf das allgemeine Verständnis des ärztlichen Berufs bleiben. Ein solcher Eingriff auf der Ebene des Rechtes in den Bereich des ärztlichen Ethos und des Verständnisses des ärztlichen Berufes wiegt umso schwerer, als die Ärzteschaft selbst, folgt man den Verlautbarungen ihrer offiziellen Vertretungen, die ärztliche Beihilfe zur Selbsttötung bislang kategorisch ablehnt. In der Begründung zum Alternativ-Entwurf „Sterbebegleitung“ des Arbeitskreises deutscher, österreichischer und schweizerischer Juristen ist eine solche Einwirkung des Rechts auf

das ärztliche Ethos auch ausdrücklich vorgesehen: „Es ist zu erwarten, dass dann.... auch die Bundesärztekammer ihre Grundsätze dem Gesetz anpasst und dass die Berufsordnungen... entsprechend geändert werden“. Demgegenüber ist daran zu erinnern, dass sich in dem geltenden Verständnis des ärztlichen Berufs ein gesellschaftlicher Grundkonsens bezüglich des Verständnisses menschlichen Lebens niederschlägt, wonach es gilt, Menschen nach Möglichkeit zum Leben zu verhelfen. Mit der Statuierung der ärztlichen Suizidbeihilfe im Recht würde das Spannungsverhältnis zwischen dem der Medizin ein-



Die Salzlampe im Wilhelminenstift

geschriebenen Verständnis der Lebensbewahrung und dem Wunsch von Menschen, mit ärztlichem Beistand ihr Leben zu beenden, einseitig zugunsten von letzteren aufgelöst. Würde man für Fälle gravierender Einzelproblematik allgemeine Regeln aufstellen, so hätte dies gravierende Folgen für das ethische Bewusstsein insgesamt, da dadurch der Ausnahmefall zum Regelfall gemacht würde. Insofern geht es bei der Suche nach einem angemessenen ethischen und rechtlichen Umgang mit der Suizidbeihilfe im ärztlichen Bereich um eine schwierige Gratwanderung, bei der der Situation der Betroffenen und der Gewissensentscheidung von Ärztinnen und Ärzten im Einzelfall ebenso Rechnung getragen werden muss wie den Aspekten des ärztlichen Ethos und des Arztbildes. Die Verankerung sowohl der unter a) diskutierten Einschränkung der Garantenpflicht im Blick auf gesunde Personen als auch der unter b) diskutierten Möglichkeit der ärztlichen Suizidbeihilfe im Recht würde hier die Gewichte in Richtung auf eine tiefgreifende Veränderung des allgemeinen Verständnisses des ärztlichen Berufes verschieben.

c) Der oben unter c) angeführte Gesetzesvorschlag, der auf das Verbot der geschäftsmäßigen Vermittlung von Gelegenheiten zur Selbsttötung und damit auf ein Verbot der Tätigkeit von Sterbehilfeorganisationen abzielt, verdient hingegen uneingeschränkte Unterstützung. Denn es gilt, einer Situation vorzubeugen, die die Entstehung von Sterbehilfeorganisationen nach Schweizer Muster begünstigt. Mit dem Erscheinen von Sterbehilfeorganisationen hat sich das Spektrum der Diskussion um die Beihilfe zum Suizid erweitert. Beihilfe zum Suizid wird dann nicht mehr nur im individuellen Einzelfall geleistet, sondern sie wird zum Dienstleistungsangebot, das von jedermann gegen Geld in Anspruch genommen und „gekauft“ werden kann. Beihilfe zum Suizid wird Teil des Marktgeschehens, auch wenn über Vereinskonstruktionen und über die Verrechnung von Einnahmen als Verwaltungskosten eine eventuelle Gewinnerzielungsabsicht verschleiert werden kann.“

Weitere Informationen:

Informationen zur Hospizhilfe und zur Patientenverfügung gibt die Deutsche Hospiz Stiftung: Patientenschutz für Schwerstkranke und Sterbende, Europaplatz 7, 44269 Dortmund, Tel. 0231/7380730; Büro Berlin Tel. 030/28444840; Büro München Tel. 089/2020810

Engel

*Ein erleuchtender Wink.
Eine bewahrende Hand.
Ein ermunterndes Lied.*

*Unerwartet.
Plötzlich da.
Irgendwoher.*

*Gesandt aus einer
anderen Welt.
Licht und stark
und warm
ganz nah.*

Reinhard Ellsel
zum Monatsspruch zum Michaelistag:
Der Engel des Herrn lagert sich um die her, die ihn
fürchten.
Psalm 34,8

Das Soziale in der Postmoderne

Beistand und Sorge für Eingeschränkte wird immer wichtiger

Von Prof. Kurt Witterstätter, Speyer

Nachdem soziale Hilfen in der Moderne lange Zeit mittels großräumiger Leistungen in Makrostrukturen bewirkt wurden, beginnt sich nun die Erkenntnis durchzusetzen, dass das nicht mehr ausreicht. Zwar ist ein enormer Sozialetat aufgebaut worden, aber wer um die Not der Menschen weiß, erkennt, dass das nicht hinreicht. Mit Geld kann man nicht alles machen. Und die finanziellen Hilfen landen nicht immer da, wo sie gebraucht werden.

Es liegt auf der Hand, dass Sozialleistungen von großen Organisationen wie den Sozialversicherungs-Trägern, Sonderverwaltungen (wie den Arbeitsagenturen und den Versorgungsämtern) und von kommunalen Haushalten nur einen Bruchteil dessen abdecken können, was einst in der Vormoderne und bei Beginn der Moderne familiäre und nachbarschaftliche Ressourcen bewirkt haben. Die alten Quellen der Wohlfahrt erodieren in der Postmoderne, weil sich hergebrachte familiäre, freizeitweltliche und erwerbswirtschaftliche Strukturen verändern.

Das wird an der parallel laufenden defizitären Situation deutlich von schwindenden familialen (1) und professionellen Hilfen (2).

1. Zum einen gehen durch demografische Veränderungen die familialen Potenziale zurück. Es wachsen durch Geburtenrückgang immer weniger junge Menschen nach. Phänomene wie kinderlose Singles als Haushaltsform, die zur Bohnenstangenfamilie (ohne Seitenzweige) führende Ein-Kind-Familie, zunehmende Trennungen und Scheidungen sowie eine vom Erwerbsleben immer stärker abgeforderte geographische Mobilität lassen das Hilfe- und Beistands-Reservoir gerade für in der Eigenversorgung eingeschränkte Menschen immer stärker schrumpfen. Immer

stärkere außerhäusliche (Erwerbs-)Tätigkeit der Frauen, Dominanzen der Freizeitwelt, multiple Identifikationen mit Lebensentwürfen und Einbindungen in spezifische Milieus, die mit der Herkunftsfamilie stark differieren, tun ein Übriges.

Familiäre Pflege-Ressourcen

		2005	2030
Pflege in der Familie	ohne Fremdhilfe	50%	14%
	mit Fremdhilfe	20%	26%
ausschließliche Fremdpflege (durch Institution: Heim oder innovative Organisation)		30%	60%

2. Auch sind die Beengungen der professionellen Dienste zu sehen infolge ihrer oftmals fragmentierten, weil zeitlich und finanziell begrenzten Verrichtungen. Der Pflegenotstand rührt zum einen aus solch reduktiver Normierung, andererseits aber auch aus Nachwuchsmangel in sozialen und pflegerischen Berufen. Großflächige Organisationsstrukturen mit Fluktuation der professionellen Helfer verschlimmern die instrumentelle Ausrichtung noch. In formalisierterationalen Leistungsprogrammen gehen informellemotionale Anteile verloren. Ganzheitlichkeit wird nicht eingelöst. „Pflege im Minutentakt“ und „Rennpflege“ sind die traurigen Folgen.

In dieser Mangelsituation gewinnt eine wahlverwandtschaftlich-bürgerschaftliche Aktivität aus dem kommunal-parochialen Nahraum heraus wieder eine besondere Funktion. Wenn nicht alles täuscht, bildet sich tatsächlich als Ausgleich für die geschilderten Defizite ein neues Ethos der Fürsorglichkeit heraus. Es resultiert nicht nur aus dem Gebot der Nächstenliebe, sondern fungiert auch als Produkt der Selbstliebe, indem es seinem Akteur das anthropolo-

gisch wichtige Erlebnis vermitteln kann, gebraucht zu werden. Dieses bürgerschaftliche Engagement findet seinen unverzichtbaren Platz in den aktuellen Tableaus von den Hilfe-Mixturen im heutigen und künftigen Wohlfahrtsstaat der Postmoderne.

Vierer-Mix der Beistands- und Sorge-Arbeit

(Para-)Staat - Sozialleistungen Trägerorganisation	Wirtschaft - gewerbliche Leistungsanbieter
Bürgerschaftliches und/oder parochiales Engagement	Selbsthilfe von Singles bzw. der Familie

Ausgangs- und Kristallisationspunkt diese menschlichen und brüderschaftlichen/schwesterschaftlichen Beistandes, von zivilgesellschaftlicher und gemeindediakonischer Zuwendung wird der überschaubare Sozialraum (Klaus Dörner). Gerade die Kirche vor Ort kann mit ihrem allgemeinen Priestertum verantwortlicher Gläubiger die zunehmende Bereitschaft zur Ehrenamtlichkeit, die über alle Jahrgänge jüngst (2004) bei 34 Prozent, bei 60- bis 69jährigen gar bei 37 Prozent liegt, anstoßen und mobilisieren. Mögliche Ziele, die sich die Ehrenamtlichen gefälligst selbst setzen mögen, können angesetzt werden im kommunikativen (1), im religiös-spirituellen (2) sowie im sozialen und politischen Feld (3). Es sind zum einen

- Geselligkeit und Horizonterweiterung (1) mit der ganzen intragenerativen und intergenerativen Palette von Biografiearbeit, Erzählcafé, Schreibwerkstatt, Laienspiel, Tanz, Musik, Wandern, Spiel, Sport, Reisen, kreativem Gestalten;
- Spiritualität und Religiosität (2) mit transzendierender Welt- und Lebenssicht, Austausch von Gotteserfahrung, Stärkung im Glauben und Durchdringung religiöser Systeme, Meditation, Erfahrung des Religiösen in der Kunst;
- Beistands- und Sorgearbeit (3) für Mitmenschen mit schwindenden Kompetenzen.

Wichtig dabei ist, dass die kirchliche Arbeit vor Ort öffentlichkeitswirksam alle (potentiellen) Interessenten über Anlaufstellen, Ansatzpunkte und Einsatzmöglichkeiten für solche Initiativen hinweist, Vorschläge dazu aufgreift und gerade auch Aktivitäten zum Wohle von Menschen Raum gibt, die in ihrer Lebensbewältigung eingeschränkt sind. Hier sind zu nennen an möglichen Initiativen für ehrenamtlich-parochial Engagement-Bereite:

- Besuchs-, Präsenz-, Mobilitäts-Dienste,
- Einkaufs-, Hol-, Bring-Dienste,
- Behörden-, Schriftverkehrs-Hilfe,
- Haustier-Versorgung,
- Entlastung und Zuwendung für Angehörige
- Dementen-Kommunikation,
- Kontakte zu Heimbewohnern,
- Ombudsman-/Fürsprecher-Arbeit.

Der Glaube

Wenn alles aussichtslos
ist,
der Körper nicht mehr
kann,
das Denken keinen Weg
mehr weiß,
das Gefühl sich an einer
schwarzen Mauer wund
reibt,
sieht der Glaube einen
gangbaren Pfad,
ein freundliches Licht am
Ende des Tunnels,
und wird geführt von
einer Kraft,
die stärker ist als alles.

Reinhard Ellsel zum Wochenspruch
zum 17. Sonntag nach Trinitatis:
Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt
überwunden hat. 1.Johannes5,4

Die Pflege braucht Fachkräfte 100.000 zusätzliche Stellen in den nächsten Jahren im „Jobmotor Pflege“

Prognosen für den Arbeitsmarkt fallen gegenwärtig überwiegend unsicher aus. In der Wirklichkeit trifft dies keinesfalls für alle Jobfelder zu. So hat die Bundesagentur für Arbeit jüngst gemeldet, dass trotz Konjunkturkrise Ende Dezember zahlreiche Fachkräfte gesucht wurden. Das Gesundheits- und Sozialwesen gehört dazu. Das Konjunkturpaket stärkt diesen Trend.

Starker Anstieg der Beschäftigung im Pflegektor

Das Institut der Deutschen Wirtschaft Köln stellt in einer Studie zur Beschäftigungssituation in der Pflege einen Trend heraus: Der Pflegektor ist zu einem „Jobmotor“ mit zunehmender volkswirtschaftlicher Bedeutung geworden. 2007 arbeiteten in Deutschland gut eine halbe Million Menschen im Pflegektor. Erwirtschaftet hätten sie rund 25 Milliarden Euro. Seit Ende der neunziger Jahre hat sich demnach die Zahl der Beschäftigten im Pflegebereich um annähernd 30 Prozent erhöht. Bis 2050 so die Wirtschaftsexperten könnte sich die Zahl der Vollbeschäftigten in der Pflege sogar auf bis zu 1,6 Millionen verdreifachen.

Im Institut der Deutschen Wirtschaft sieht man mehrere Gründe für den Trend, dass die volkswirtschaftliche Bedeutung des Sektors weiter steigen wird. Die Altersgruppe der über

80-Jährigen wird 2050 dreimal so groß sein wie 2005. Und diese Altersgruppe ist nach aller Erfahrung besonders häufig auf Hilfe und Pflege angewiesen. Weiterhin werden in Zukunft immer öfter Angehörige fehlen, die die alten Menschen pflegen. Das ist vor allem den niedrigen Geburtenraten geschuldet. Und schließlich müssen immer mehr Menschen in Heimen betreut werden. Das lässt den Bedarf an Heimplätzen ansteigen, womit zwangsläufig auch der Bedarf an Personal wachsen wird.

Pflege- und Gesundheitsbranche von der Konjunkturkrise abgekoppelt

Die Bundesagentur für Arbeit hat bestätigt: Im Gesundheits- und Sozialwesen ist die Nachfrage nach Fachpersonal im Dezember 2008 gegenüber dem Vorjahr weiter angestiegen. Gesucht wurden 17.000 Altenpflegerinnen und -pfleger,



Die Pflegeberufe sind im Wachstumstrend

Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sowie Erzieherinnen und Erzieher. Das waren 71 Prozent mehr als ein Jahr zuvor. Für Krankenschwestern, Sprechstundenhilfen und Masseur gab es 16.000 offene Stellen, 21 Prozent mehr als 2007.

Das von den Regierungskoalitionspartnern am 12. Januar 2009 beschlossene zweite Konjunkturpaket hat große Auswirkungen auch für die Beschäftigung im Gesundheits- und Pflegebereich. Das Paket beinhaltet, neue und nachhaltige Zukunftsinvestitionen zu fördern sowie den Ausbau von Betreuung und Pflege jetzt voranzubringen.

Mittel für Investitionen in Krankenhäuser

So können insgesamt 3,5 Milliarden Euro der Finanzhilfen des Bundes für die Modernisierung der kommunalen Infrastruktur eingesetzt werden. Krankenhäuser aller Trägerarten sind an hervor- gehobener Stelle in das Programm einbezogen. Die Finanzhilfen können für schnell umsetzbare Investitionsmaßnahmen eingesetzt werden. Das betrifft zum Beispiel Einrichtungs- und Ausstattungsgegenstände, kleine bauliche Maßnahmen, die Instandhaltung von Gebäuden, betriebstechnischen Anlagen und Einbauten sowie von Außenanlagen. Der Katalog möglicher Maßnahmen ist lang. Er umfasst zum Beispiel Medizintechnik im OP-Saal, Labore, Energiesparteknik ebenso wie die Erneuerung von Dächern, Fassaden und Fußböden sowie Heizungsanlagen.

Ausbau von Betreuung und Pflege kommt zügig voran

Insgesamt vorangetrieben wird der Ausbau von Betreuung und Pflege. Es gilt, die Zukunftsfelder in der Beschäftigung jetzt auf- und auszubauen. Bei der Kinderbetreuung für unter Dreijährige werden bis 2013 circa 80.000 Erzieherinnen und Erzieher sowie 30.000 Tagespflegepersonen zusätzlich gebraucht. Ziel ist es, bis 2013 -wie beschlossen -750.000 Betreuungsplätze zu schaffen.

Auch im Pflegebereich werden in den nächsten Jahren bis zu 100.000 zusätzliche Pflegekräfte gebraucht. Besonders wichtig ist, dazu ein generationsübergreifendes Personalprofil aufzubauen. Gute Nachricht für Trägerinstitutionen und Jobinteressierte: Die Bundesagentur für Arbeit übernimmt daher für die Jahre 2009 und 2010 bei neu geförderten Umschulungen zu Alten- und Krankenpflegern die vollständige Finanzierung.

Von der Minutenpflege weg kommen Auch Bedarf Dementer berücksichtigen - Fünf Pflegestufen vorgeschlagen

Für die Pflegeversicherung zeichnet sich eine grundlegende Weichenstellung ab. Nach Expertenempfehlungen soll für die Pflegebedürftigkeit entscheidend werden, welchen Grad der Selbstständigkeit ein Mensch hat und nicht der Zeitaufwand, der zu seiner körperlichen Betreuung als notwendig begutachtet wird. Damit soll der Kreis derjenigen erweitert werden, die von der Pflegeversicherung unterstützt werden können. Die Reform würde vor allem auch Demenzkranken, Kindern sowie Menschen mit Behinderungen nutzen.

Diese Empfehlungen sind im Abschlussbericht des Beirates zur Überprüfung des Begriffs der Pflegebedürftigkeit enthalten, der zu Beginn des Jahres 2009 Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt vorgelegt worden ist. Die Experten unter Vorsitz des früheren Diakonie-Präsidenten Jürgen Gohde schlagen darin ein neues Begutachtungsverfahren zur Feststellung der Pflegebedürftigkeit vor, ebenso die Einführung von fünf Bedarfsgraden, die an die Stelle der drei Pflege-

stufen treten sollen.

Tatsächlicher Hilfebedarf ist entscheidend

Schmidt bewertete die Ideen als „gelungen“ und „richtungsweisend“. Eine neue Definition der Pflegebedürftigkeit sei geeignet, die oft kritisierte „Minutenpflege“ zu überwinden, indem sie sich auf den tatsächlichen Hilfebedarf des Einzelnen konzentriere. „Das neue Konzept fragt: Wie stark ist die selbstständige Lebensführung eingeschränkt? Das kommt vor allem altersverwirrten Menschen zugute“, so die Ministerin.

Die Tabelle zeigt die Anzahl der pflegebedürftigen Personen in Deutschland, deren Gesamtzahl bei 2,25 Millionen Menschen liegt, und die Höhe des Pflegebedarfs:

Pflegeort	Anzahl Personen	Verteilung der Pflegestufen über alle Pflegeorte
Zuhause durch Angehörige (Pflegegeld)	1.030.000	Pflegestufe I - 50%
Zuhause durch Pflegedienste (Sachleistungen)	504.000	Pflegestufe II - 34%
Heimpflege	709.000	Pflegestufe III - 16%

Rehabilitation des ganzen Menschen

Die Experten schlagen vor, neben der Mobilität bei Tagesverrichtungen und Hygiene auch kognitive Probleme, Verhalten und psychische Probleme zu berücksichtigen. Damit kämen Versicherungsleistungen auch psychisch eingeschränkten Erwachsenen und Kindern zugute. Der neue Pflegebegriff sollte außerdem auch Rehabilitations-Maßnahmen einbeziehen, die darauf zielen, die Pflegebedürftigkeit zu verringern. Der neue Pflegebegriff werde gerechter, weil er sich am ganzen Menschen orientiere. Beim Übergang solle niemand schlechter gestellt werden, als er es heute sei, versicherte Schmidt.

Die Vorschläge wurden nach Angaben des Beiratsvorsitzenden und früheren Vorsitzenden des Diakonischen Werks Jürgen Gohde einstimmig beschlossen. Das Gremium repräsentiert einen breiten gesellschaftlichen Konsens. Pflege- und Gesundheitsexperten hatten mit Vertretern der

Kranken- und Pflegekassen, Wohlfahrts-, Sozial- und Berufsverbände, Arbeitgeberorganisationen und Gewerkschaften zusammen gearbeitet.

Engen Pflegebegriff erweitern

Seit Einführung der Pflegeversicherung wird der Begriff der Pflegebedürftigkeit als zu eng und zu verrichtungsbezogen angesehen. Denn der Bedarf an allgemeiner Betreuung, Beaufsichtigung und Anleitung, wie er bei demenzkranken Menschen häufig auftritt, wird zu wenig berücksichtigt. Die Koalition hatte sich deshalb 2005 im Grundsatz auf eine Überprüfung des Pflegebegriffes verständigt. Im November 2006 wurde dazu der Beirat eingesetzt, der Anfang des Jahres in Berlin seinen Abschlussbericht übergab. Demnächst will man konkrete Umsetzungsempfehlungen und auch Kostenszenarien vorlegen. Bereits die Pflegereform zum 1. Juli 2008 hat spürbare Verbesserungen für die zu Pflegenden und ihre Angehörigen gebracht. Durch sie wurden die Leistungen erhöht und das Beratungs- und Serviceangebot verbessert.

Haushaltsnahe Dienstleistungen

Zu überlegen wäre künftig, wieweit auch haushaltsnahe Dienstleistungen in die Zuständigkeit der Pflegekassen fallen. Denn die Unterstützung alter, von Krankheiten beeinträchtigter Menschen im Haushalt hat durchaus einen rehabilitativen Charakter. So wird ein von einer Operation geschwächter alleinstehender alter Mensch bei der Rückkehr nachhause nach den immer kürzer werdenden Krankenhaus-Aufenthalten mit haushaltswirtschaftlicher Unterstützung schneller wieder auf die Beine kommen, als wenn er dabei sozusagen noch „auf allen Vieren kriechend“ ganz auf sich selbst gestellt ist. Hierbei machen sich Klinik-Wiedereinweisungen im sogenannten „Drehtüreffekt“ nachteilig und kostentreibend bemerkbar. Hier haben haushaltsnahe Dienstleistungen und die Ausstattung mit innovativer Technik anzusetzen.

In diese Richtung geht auch ein Vorstoß von

ESW-Vorstandsmitglied Irmtraut Pütter mit dem Deutschen Evangelischen Frauenbund DEF nach einer Tagung in Duisburg. Empfohlen werden abgestimmte Qualitätsstandards bei Pflege und haushaltsnahen Dienstleistungen, um die Angebots-Transparenz zu erhöhen, die Dienste besser zu koordinieren und so auch von dieser Seite her Beruf und Familie für diejenigen, die Angehörigenpflege leisten, besser vereinbaren zu lassen. Außerdem sollen Geräte und Technologien im Haushalt durch mikroelektronische Hilfen und intelligent-selbsttätige Konstruktionen leichter handhabbar gemacht werden; dafür spricht sich auch die Arbeitsgemeinschaft evangelischer Haushaltsführungskräfte AEH im DEF aus.

Mehr Zuwendung für Demente Situation aus der Sicht der Bundesregierung

Im Magazin für Soziales, Familie und Bildung 5/2009 weist die Bundesregierung auf ihre Sorge für demente Menschen und ihre Angehörigen hin. Der Beitrag plädiert für eine verstärkte menschliche Zuwendung Dementen gegenüber. Demenz ist die häufigste und folgenreichste psychiatrische Erkrankung im Alter. In den nächsten zehn Jahren wird es in Deutschland immer mehr hochaltrige Menschen geben. Damit wird aller Voraussicht nach die Zahl der demenziell erkrankten Menschen erheblich zunehmen, denn Demenz ist eine typische Erkrankung vor allem des höheren Lebensalters. Experten nehmen an, dass Frauen deshalb häufiger von der Krankheit betroffen sind, weil sie älter werden als Männer.

Eine Demenzerkrankung führt unter anderem zu einer Beeinträchtigung insbesondere hochentwickelter Funktionen des menschlichen Gehirns, wie zum Beispiel des Kurzzeitgedächtnisses, des

Denk- und Urteilsvermögens oder der Sprache. Damit einhergehend kommt es auch zu erheblichen Störungen der sozialen und beruflichen Funktionen der Betroffenen. Was sie früher wussten und konnten, ist nach und nach nicht mehr da. Die Persönlichkeitsstruktur verändert sich deutlich.

Aus urheberrechtlichen Gründen
haben wir das Bild entfernt

Ursachen noch nicht geklärt

Am häufigsten tritt Demenz als Alzheimer-Krankheit auf. Die genauen Entstehungsmechanismen der Demenzerkrankungen, insbesondere die der Alzheimer-Demenz, sind bis heute nicht abschließend geklärt. Zwar mehrt sich das Forschungswissen immer weiter, aber es stellen sich für die Forscher gleichzeitig auch immer wieder neue Fragen. Besonders mit Blick auf die Behandlungsmöglichkeiten der Demenzen, die bis heute als sehr beschränkt gelten.

Bekannt aber ist, dass verschiedene krankhafte Veränderungen im Gehirn, die viele Jahre hinweg Nervenzellen nach und nach zerstören, bereits im mittleren Lebensalter auftreten. Nach Meinung führender Experten ergeben sich daraus Möglichkeiten, der Entstehung einer späteren Demenzerkrankung zumindest in gewissem Umfang vorzubeugen. Das Bundesministerium für Gesundheit plant daher, die Bevölkerung mit

einer Broschüre über Möglichkeiten von präventiven Maßnahmen der Demenzerkrankungen zu informieren und zu einer gesunden Lebensweise zu motivieren.

Leuchtturmprojekt Demenz

Demenziell erkrankte Menschen sollen nach dem Willen der Bundesregierung ein menschenwürdiges Leben führen können und die bestmögliche medizinische und pflegerische Versorgung erhalten. Deshalb berücksichtigt die im Juli 2008 in Kraft getretene Pflegereform Menschen mit Demenzerkrankungen ausdrücklich.

Vor diesem Hintergrund und aufgrund der immer älter werdenden Gesellschaft startete 2008 das „Leuchtturmprojekt Demenz“. Die Bundesregierung förderte es im vergangenen Jahr mit 4,5 Millionen Euro. In diesem Jahr sind acht Millionen Euro für Vorhaben im Bereich Versorgung und Betreuung von Menschen mit Demenzerkrankungen vorgesehen. Ausgewählt wurden nach einer Ausschreibung 29 Projekte, die sich im Januar 2009 der Öffentlichkeit vorstellten.

Vertiefen und verbessern

Vorausgegangen sind dem Projekt umfangreiche Vorarbeiten. Dabei wurden in enger Zusammenarbeit mit Experten auf dem Gebiet der Pflege im September 2007 folgende Themen- und Arbeitsfelder ausgewählt:

- Therapie- und Pflegemaßnahmen: Wirksamkeit unter Alltagsbedingungen,
- Evaluation von Versorgungsstrukturen,
- Sicherung einer evidenzbasierten Versorgung und
- Evaluation und Ausbau zielgruppenspezifischer Qualifizierung.

Ziel ist unter anderem, die Erkenntnisse über die Versorgung demenziell erkrankter Menschen zu vertiefen und die Situation der Betroffenen sowie ihrer Angehörigen in Heimen und zu Hause zu verbessern.

Vorbildwirkung zählt

Die 29 ausgewählten Vorhaben sind vor gut einem Jahr von unabhängigen und neutralen Sachverständigen ausgewählt worden. Es handelt sich um Projekte mit Vorbildwirkung für eine bessere Betreuung und Versorgung von demenziell erkrankten Menschen. Gestartet sind die geförderten Projekte im zweiten Quartal 2008. Sie helfen zum Beispiel, Leistungen für demenziell erkrankte Menschen im so genannten niedrigschwelligen Bereich weiterzuentwickeln. Damit soll die häusliche Versorgung der Betroffenen ausgebaut werden.

Fazit: Die Versorgung und Betreuung von Menschen mit Demenzerkrankungen bleibt auf lange Sicht ein aktuelles Thema. Deshalb bedarf es eines systematischen, abgestimmten Herangehens. Beteiligt werden und mitwirken müssen die Betroffenen und ihre Angehörigen sowie die Leistungserbringer im Pflegealltag ebenso wie Experten in der Pflegeforschung. Diesem Ansatz folgt das von der Bundesregierung geförderte Leuchtturmprojekt Demenz, das fortschrittliche Erkenntnisse und Erfahrungen verbreiten will. Das steht im Einklang mit der Zielstellung der Pflegereform: die Situation altersverwirrter Menschen mit erheblichem Betreuungsbedarf durch zusätzliche Leistungen und Versorgungsangebote zu verbessern und ihre Angehörigen zu entlasten.

Höhere Leistungen

Mit der Pflegereform, die zum 1. Juli 2008 in Kraft getreten ist, werden insbesondere demenziell erkrankte Menschen besser in die Pflegeversicherung einbezogen und durch Leistungsverbesserungen stärker unterstützt. Sie erhalten statt der bisherigen bis zu 460 Euro jährlich nunmehr bis zu 1.200 Euro (Grundbetrag) beziehungsweise bis zu 2.400 Euro (erhöhter Betrag) im Jahr, selbst wenn sie die Voraussetzungen einer der drei Pflegestufen nicht erfüllen. Daneben gibt es gegebenenfalls die monatlichen Geld- und Sachleistungen für die Pflegestufen.

Mehr Transparenz in der Pflege

Die Beurteilung der Heime aus der Sicht der Bundesregierung

Die Praxis der Beurteilung der Altenpflegeheime wird unterschiedlich gesehen. Kritiker der gegenwärtigen Praxis verweisen auf eine „Misch“- Benotung hin. Danach könnten unzureichende Praktiken in der Pflege durch bessere haus- oder gebäudewirtschaftliche Leistungen „ausgeglichen“ werden wie verschiedene Zeugnisnoten im Zeugnisdurchschnitt. In ihrem Magazin für Soziales, Familie und Gesundheit 5/2009 stellt die Bundesregierung ihre Sicht der Beurteilung von Pflegeeinrichtungen dar.

Früher Vormittag. Drei fremde Personen betreten ein Pflegeheim. Schnell erkennt die Mitarbeiterin am Eingang, dass es sich nicht um Angehörige von Heimbewohnern handelt. Als sich die Besucher als Mitarbeiter des Medizinischen Dienstes der Krankenkassen vorstellen, wird schnell klar: Das Heim soll geprüft werden.

Unangemeldete Prüfbesuche wird es bald häufig geben. Anderenfalls würde leicht die Versuchung bestehen, vorhandene Mängel und Defizite in der Pflege zu kaschieren. Bis Ende nächsten Jahres muss jede Pflegeeinrichtung einmal geprüft werden. Ist das Prüfergebnis ganz oder in Teilen mangelhaft, wird es eine Wiederholungsprüfung geben. So will es das Pflege-Weiterentwicklungsgesetz.

Die Qualität der Pflege wird so transparenter gemacht. Das hat das Gesetz festgelegt, das seit Juli vergangenen Jahres gilt. Die Vertragspartner der Selbstverwaltung auf Bundesebene, nämlich Krankenkassen, Sozialhilfeträger und Verbände der Einrichtungsträger unter Beteiligung des Medizinischen Dienstes des Spitzenverbandes der Krankenkassen (MDK), haben Qualitätskriterien für die stationäre und ambulante Pflege

Aus urheberrechtlichen Gründen
haben wir das Bild entfernt

vereinbart. Dazu hat der Gesetzgeber sie verpflichtet.

Pflege nach Noten

Alle Pflegeheime und ambulante Pflegeeinrichtungen in Deutschland werden künftig benotet. Es gibt eine Gesamtnote und vier Teilnoten sowie eine Note für die Zufriedenheit der Bewohner. Die Skala reicht von „sehr gut“ bis „mangelhaft“. Diese Noten fassen, kundenfreundlich, insgesamt 82 (bei Pflegeheimen) beziehungs-

insgesamt 82 (bei Pflegeheimen) beziehungsweise 49 (bei ambulanten Pflegeeinrichtungen) Einzelkriterien zusammen, auf die sich die Vertragspartner der Selbstverwaltung zuvor verständigt hatten.

Bei Pflegeheimen wird zum Beispiel geprüft, wie gut (oder schlecht) die pflegerische und medizinische Versorgung ist. Allein dafür gibt es 35 Qualitätskriterien. Ebenso wird geprüft, wie das Pflegepersonal mit Demenzkranken umgeht, wie der Alltag in der Einrichtung aussieht. Auch Beköstigung, Hygiene- und Wohnsituation sind Gegenstand der Prüfungen.

Ähnlich sind die 49 Einzelkriterien, anhand derer ambulante Pflegeeinrichtungen geprüft werden. Sie betreffen pflegerische Leistungen, ärztlich verordnete pflegerische Leistungen sowie Dienstleistungen und Organisation. Daneben wird es auch hier eine Note aufgrund der „Befragung der Kunden“ geben.

„Die Medizinischen Dienste arbeiten mit Hochdruck daran, die Neuerungen aus der Transparenz-Vereinbarung in das Prüfungsinstrumentarium einzuarbeiten“, sagte MDK-Geschäftsführer Peter Pick im März in Berlin. Dafür werden ein Erhebungsbogen für die Bewohneruntersuchung und -befragung und die Prüfsoftware angepasst. Ab Mai könnten dann die Qualitätsprüfungen nach dem neuen Prüfkatalog durchgeführt werden, so Pick.

Aussagekräftig und unabhängig

Das sind wichtige Voraussetzungen dafür, dass Versicherte und Verbraucher bald verständliche, informative und unabhängige Hilfe bei der Auswahl einer Pflegeeinrichtung erhalten. Veröffentlicht werden positive wie auch negative Ergebnisse aus den flächendeckenden Qualitätsprüfungen, die in jeder Einrichtung stattfinden.

Ziel ist es, die Verbraucherinnen und Verbraucher bundesweit zum gleichen Zeitpunkt einheitlich über die Prüfergebnisse zu informieren. Aller

Voraussicht nach werden die ersten Ergebnisse trotz noch laufender umfangreicher, aber notwendiger Vorarbeiten bereits im Sommer 2009 im Internet stehen.

Noten liefern realistisches Bild

Das geplante Notensystem für Pflegeheime darf nicht undurchsichtig sein und Defizite an einer Stelle im Durchschnitt untergehen lassen. „Die Menschen müssen schlechte Pflege-Noten klar erkennen können. Eine mildere Gesamtnote darf das nicht übertünchen“, stellte Bundesgesundheitsministerin Ulla Schmidt unlängst im Onlineportal einer großen Tageszeitung klar. Eine besonders schlechte Note etwa bei der Pflege und medizinischen Versorgung dürfe so nicht durch eine gute Note etwa bei der Verpflegung ausgeglichen werden. Darüber habe das Ministerium bereits mit den Heimbetreibern und den Pflegekassen gesprochen.

*Urlaub hinterlässt
Spuren,
Spuren in meiner
Seele
aber auch Spuren
in meinem
Gedächtnis.
Beiden Spuren
nachzugehen,
ist die Wegzehrung
für den Alltag.*

Alters-Normalität im Vormarsch

BAGSO und Grossunternehmen für altersgemäße Strategien

Das Wohl alter Konsumentinnen und Konsumenten sowie die Förderung älterer Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer hat sich eine Reihe großer Unternehmen der Produktion und des Dienstleistungsbereichs auf Initiative der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO, zu der auch das ESW gehört, und von Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen auf die Fahne geschrieben.

Hierzu wurde im Frühjahr dieses Jahres 2009 eine sogenannte „Berliner Erklärung“ zum Wirtschafts- und Arbeitsleben verabschiedet. Zu den beteiligten Unternehmen zählen u.a. die AXA-Versicherungen, die Kaufhof AG, der Pharmahersteller Pfizer, der TÜV-Rheinland, der Immobilienentwickler Pan Plus, die Internationale Bustouristik und der Berufsverband Deutscher Soziologen. Bleibt zu hoffen, dass den guten Absichten auch Taten folgen werden. In den zehn Punkten der „Berliner Erklärung“ verpflichten sich die Organisationen und Unternehmen zu folgenden Zielen:

1. Selbstständiges Leben unterstützen

Wir werden die Entwicklung von Produkten und Dienstleistungen fördern, die ein selbstständiges Leben bis ins hohe Alter ermöglichen. Wir streben an, unsere Produkte und Dienstleistungen im Sinne eines „Universal Design“ (für alle geeignetes Design) ebenso wie unsere Produktions- und Verkaufsbereiche möglichst barrierefrei zu gestalten.

2. Zugang zu unseren Angeboten schaffen

Wir werden im Rahmen unserer Möglichkeiten dafür sorgen, dass Menschen nicht nur in Ballungszentren, sondern auch im ländlichen Raum einen besseren Zugang zu unseren Angeboten haben. Dazu ist nicht zuletzt ein verbesserter Zugang zum Internet, auch für ältere Menschen, wichtig.

3. Bedürfnisse von Menschen mit geringen Alterseinkünften berücksichtigen

Wir bekennen uns zu einer Unternehmens- und Geschäftspolitik, die auch die besondere Situation von älteren Menschen mit geringen Einkommen berücksichtigt und möglichst für diese Zielgruppe geeignete Angebote entwickelt.

4. Beschäftigungsfähigkeit erhalten

Wir werden die Voraussetzungen für einen möglichst langen Verbleib älterer Beschäftigter in unseren Unternehmen verbessern. Hierzu bieten wir Maßnahmen der gesundheitlichen Prävention an und beteiligen auch ältere Beschäftigte an unseren inner- und außerbetrieblichen Weiterbildungsaktivitäten. Zudem richten wir die Personalplanung darauf ein, unseren Beschäftigten rechtzeitig Perspektiven aufzuzeigen.

5. Ältere Menschen einstellen

Wir werden im Rahmen unserer Einstellungspraxis älteren Arbeitssuchenden die Chance für einen beruflichen Wechsel oder den Wiedereinstieg in den Beruf bieten, sofern sie die entsprechenden Qualifikationen mitbringen.

6. Betriebliche Altersvorsorge stärken

Wir sehen in der betrieblichen Altersvorsorge für unsere Mitarbeiter einen wichtigen Beitrag, um das Alterseinkommen künftiger Rentnergenerationen zu sichern.

7. Altersgemischte Teams in Produktion und Verwaltung

Wir werden in möglichst vielen Bereichen altersgemischte Teams einsetzen. Sie sind leistungsfähig und erfolgreich und stellen sicher, dass Erfahrungswissen weitergegeben wird. Außerdem verbessern sie das Verständnis der Generationen.

8. Perspektiven schaffen

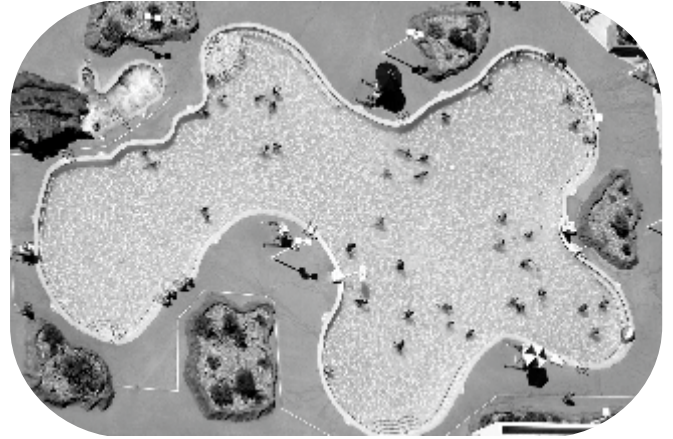
Wir werden die Attraktivität der Arbeitsplätze in unseren Unternehmen fördern, indem wir den Beschäftigten Bildungschancen eröffnen und ihnen Angebote für eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf bieten. Auch wollen wir ihnen Perspektiven für die Zeit nach dem Beruf aufzeigen. Denn durch freiwilliges Engagement können beruflich erworbene Kompetenzen über die Erwerbsphase hinaus besser zum Wohl des Gemeinwesens genutzt werden.

9. Altersgrenzen beseitigen

Wir werden unsere Unternehmen auf mögliche Altersgrenzen überprüfen und diese beseitigen, soweit kein sachlicher Grund dafür vorliegt. Dies gilt sowohl für den internen Unternehmensbereich gegenüber den Beschäftigten als auch hinsichtlich der Angebote für unsere Kundinnen und Kunden.

10. Altersbilder verändern

Wir werden mit unserer Öffentlichkeitsarbeit, vor allem mit unserer Unternehmens- und Produktwerbung, dazu beitragen, dass die Altersbilder in unserer Gesellschaft realistischer dargestellt werden.



Hierbleiben oder verreisen?

Brauchen Hausfrauen, Rentner, Arbeitslose, Kranke Urlaub? Aber gewiss. Egal wo und wie ich Urlaub mache, es muss eine Zeit im Jahr geben, die anders ist als der Alltag. Dabei geht es nicht nur darum, dass ich Zeit habe, in die Natur zu gehen, zu lesen, zu spielen, zu faulenzen. Es geht darum, dass ich das ohne schlechtes Gewissen, ohne Druck machen kann. Es wird in Haus und Garten immer etwas ungetan bleiben. Auf der Arbeit bleibt auch immer Unerledigtes zurück. Aber Urlaub heißt: Lös dich da heraus. Gönn dir etwas, was sonst zu kurz kommt. Und wie soll dieses Jahr der Urlaub sein – voller Action oder mit viel Ruhe, hierbleiben oder verreisen? Egal wie sie sich entscheiden, das hängt auch vom Temperament und Geldbeutel ab, nehmen sie sich nicht zu viel vor. Urlaub ist kein Leistungsvergleich. Mein schönstes Urlaubserlebnis wird nicht von der Zahl der Museen, der gereisten Kilometer oder dem exotischsten Essen bestimmt, mein schönstes Urlaubserlebnis hängt mit den Menschen zusammen, die mit mir den Urlaub erleben, sei es in Neuseeland oder auf Balkonien.

Carmen Jäger

Foto: Wodicka

*Sonne und Wind
auf der Haut
ist das Streicheln
der Natur.*

*Das Geräusch von
Wind und Wellen
ist eine herrliche
Sommermusik.*

Mit Senioren Zukunft gestalten

Das Evangelische Seniorenforum ESF im Evangelischen Seniorenwerk ESW lädt zur gemeinsamen Tagung von landes- und freikirchlichen Senioren und Seniorinnen unter dem Thema „Mit Senioren Zukunft gestalten“ zu Dienstag, 22. September 2009, 10.30 bis 17 Uhr, nach Kassel in die „Kirche im Hof“, Friedrich-Ebert-Strasse 102, ein. Referenten sind u.a. Pastor Hartmut Barend, Berlin, und ESW-Vorstandsmitglied Dr. Erika Neubauer, Meckenheim. Die Gespräche werden moderiert vom ESW-Vorsitzenden Pfarrer Klaus Meyer, Prof. Dr. Heiko Hörnicke, Erich Kimm und Fritz Schroth.

Nähere Informationen beim ESW Stuttgart, Tel. 0711.2159137, Mail: alber@diakonie.de

Diakonischer Einheit verpflichtet Ehemaliger Diakonie-Präsident



Foto: DW

Neukamm 80 Jahre alt geworden

Einer der bekanntesten Sozialpolitiker aus dem evangelischen Raum der Gegenwart, der frühere Präsident des Diakonischen Werkes der EKD Pfarrer Dr. Karl Heinz Neukamm, konnte seinen 80. Geburtstag begehen. Von 1984 bis 1994 leitete er die Diakonie als zweitgrößten Wohlfahrtsverband Deutschlands von Stuttgart aus und setzte sich nachdrücklich für die christliche Profilierung der Diakonie ein. Daneben kämpfte Neukamm vehement für die 1993 eingeführte

Neukamm vehement für die 1993 eingeführte Pflegeversicherung.

In die Amtszeit Neukamms als Diakonie-Chef fiel die Wiedervereinigung der Diakonischen Werke Ost- und Westdeutschlands. Schon zuvor hatte Neukamm als Beauftragter des Rates der EKD für kirchliche Hilfsmaßnahmen in die DDR und humanitäre Maßnahmen enge Kontakte über die innerdeutsche Grenze geknüpft. Für seine Verdienste um die ökumenische Diakonie wurde ihm 1991 die Ehrendoktorwürde der Lutherischen Theologischen Akademie in Budapest verliehen. Zu seinen weiteren Auszeichnungen gehörten das Bundesverdienstkreuz und der Verdienstorden der Republik Ungarn.

Neukamm wurde 1929 im oberfränkischen Pegnitz geboren. Nach dem Theologiestudium in Erlangen und Göttingen war er Gemeindepfarrer im mittelfränkischen Beerbach. 1962 wurde er zum Landesjugendpfarrer der bayerischen Landeskirche berufen. Von 1967 bis 1984 leitete er eine der größten diakonischen Einrichtungen, die Rummelsberger Anstalten bei Nürnberg. Von dort aus wechselte er ins Präsidentenamt des Diakonischen Werkes der EKD. Seit seinem Ruhestand 1994 bis 2000 war Neukamm Beauftragter des Rates der EKD für Fragen der Spätaussiedler und der Heimatvertriebenen. Karl-Heinz Neukamm lebt heute in Nürnberg.

*Gott geht mit mir auf
meinem Weg. Er beschenkt
mich, damit mein Leben
gelingt. Er behütet mich. Er
hält zwar das Schwere
nicht von mir fern. Aber er
hilft mir hindurch.*

Tina Willms

Den Mut von gestern auch für morgen Kirchentag fordert Menschenwürde und Teilhabe für alle

Schwerpunkt-Thema beim 32. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Bremen, an dem sich auch das ESW mit einem ständig besetzten Informationsstand beteiligte, waren unter dem Motto „Mensch, wo bist Du?“ die Menschenwürde und das Recht auf Teilhabe eines jeden. Dies wurde zum einen an der Geschichte der nun 20 Jahre zurück liegenden Deutschen Einheit, aber auch an den heutigen gesellschaftlichen Zugangs-Chancen thematisiert. Allenthalben wurde bei den von über 100.000 Gläubigen besuchten Tagen zu mehr Übernahme von sozialer Verantwortung aufgerufen.

Die Rückblicke in die gelebte Vergangenheit und die Glaubenszeugnisse, für die auch das Evangelische Seniorenwerk steht und in Bremen an seinem u.a. mit Liesel Pohl, Dr. Erika Neubauer, Berthold Gscheidle, Hans Stapperfenne und Elisabeth Heinecke besetzten Stand warb, würdigte Bundeskanzlerin Angela Merkel bei der Podiumsbefragung von Akademieleiter Dr. Rüdiger Sachau neben dem britischen Historiker Timothy Garton Ash. Man habe zwar auch in der DDR einst mit schönen Erlebnissen und harmonischen Freundschaften leben können, wenn man mit ihrem politischen Gedankengebäude konform ging, erläuterte Angela Merkel. Aber wenn man Fragen stellte, wie sie sich ihr immer aufdrängten, sei man angeeckt. Denn ab einem bestimmten Punkt habe das DDR-System keine Gnade gekannt. Auch Historiker Ash sah dies so: „Die DDR war ein schlimmes System. Aber sie war nicht nur Stasi“. Zu Eigenständigkeit habe es Mut gebraucht.

Diesen Mut wünschte die Kanzlerin auch heute

beim Blick in die Zukunft. Auch in der Demokratie brauche es Mut gegen Mehrheiten: Mut, dagegen anzugehen, wenn andere schlecht dargestellt würden. Man solle sich seinen eigenen Sinn erhalten, sonst entstünde zuviel Konformität und keine lebendige Gesellschaft.

Für Klimaschutz, für die Sozialpflichtigkeit des Eigentums und für Nachhaltigkeit in Zukunft mehr zu tun, forderten auch Bischof Huber, der frühere Bundesminister Erhard Eppler, Synodalpräsidentin Katrin Göring-Eckart und Alt-Bun-



Auf dem kirchlichen Markt der Möglichkeiten Foto:privat

despräsident Richard von Weizsäcker in dem von Wolf von Lojewski geleiteten Podium zur Deutschen Einheit. Über Währungsfragen und Verwaltungstechniken habe man bei der Wiedervereinigung 1989/90 vielleicht doch zu wenig gefragt: Wie wollen wir morgen gemeinsam leben?

Einfach nochmals 60 Jahre so weitermachen, wie sich die deutsche Politik in den zurück liegenden 60 Jahren der Bundesrepublik entwickelt habe, sei zu wenig. Da wollte Außenminister Frank-Walter Steinmeier im „Aufbruch zum Beseren“ die Soziale Marktwirtschaft neu starten mit „mehr Anstand, menschlichem Maß und Vernunft“.

Menschlichkeit unterstützen

Mit einem 86 Quadratmeter großen Gebäudeposter, das von Fassadenkletterern am Kirchturm der Liebfrauenkirche enthüllt wurde, startete die Diakonie beim Bremer Kirchentag ihre neue Kampagne 2009/2010 unter dem Motto „Menschlichkeit braucht Unterstützung“. Die Menschen dürften nicht nur nach ihrer ökonomischen Verwertbarkeit beurteilt werden. Vielmehr sollten sie mit ihren unterschiedlichen Begabungen und Grenzen an der Gesellschaft teilhaben können. Diakonie-Chef Klaus-Dieter Kottnik forderte in der Podiumsdiskussion „Aufstieg durch Bildung?!“ eine bessere Vernetzung der Hilfen, damit Hilfebedürftige nicht wegen Zuständigkeitsstreitigkeiten auf der Straße landen.

Zwischen Bach und Bridge ESW-Informationsaktivitäten beim Seniorentag in Leipzig

Der alte Bach und die Alten, das mochte gut zusammen gehen. So dachte die BAGSO mit ihren über 100 Mitgliedsorganisationen (mit 13 Millionen Menschen), darunter auch das ESW. Und legte ihren Neunten Deutschen Seniorentag in die sichtlich von „ihren“ (Jubiläums-)Komponisten Bach, Mendelssohn und Reger gezielte sächsische Messestadt. Ein harmonischer Griff: Kamen doch die, die über 20.000 Teilnehmer

führenden, Leipziger Kirchenlotsen auch auf die lebendige, musikalisch-geistliche Verkündigung an der Thomas- und Nikolaikirche zu sprechen.

Und der führende, auch pianistisch und musik-historisch versierte, deutsche Gerontologe Prof. Dr. Andreas Kruse analysierte in einem der 25 Foren, das EAfA-Vorsitzende Monika Bauer leitete, Bachs Kunst der Fuge als Beispiel höchster Alterskreativität. Ein Höhepunkt für viele Seniorentags-Besucher. Die Kreativität des Alters wollte auch Bundeskanzlerin Angela Merkel in ihrer Eröffnungsrede für die Bewältigung des demografischen Wandels eingebunden sehen. In Deutschland müsse man lernen, in altersgemischten Teams zu arbeiten. Denn Erfahrung und Routine der Älteren sind Merkel zufolge künftig unverzichtbar. SPD-Vorsitzender Franz Müntefering begrüßte es in einem öffentlichen Interview, dass sich alte Menschen öffentlich fordernd einbringen.

Dass die Alten inzwischen von einer Randgruppe mitten in die Gesellschaft gerückt sind, sie sogar entscheidend mitbestimmen, wurde bei dem Seniorentag überdeutlich. Unter den über 20.000 Besuchern sah man erstaunlich viele Jüngere. Überhaupt war dieser Leipziger Seniorentag eine Zusammenführung der Massen. Allein 25 Foren, ein Dutzend Podien, 50 Workshops, 40 Info-Ver-



Dicht umlagerter ESW-Stand beim Leipziger Seniorentag
Foto: privat

anstaltungen auf der SenNova-Bühne und rund 220 Stände von Altenverbänden, -organisationen und -aktivitäten über Banken, Versicherungen, Pharmafirmen, Parteien und Gewerkschaften, Reise- und Online-Anbietern bis zur Leipziger Oper, zu Afrika-HelpAge und zum Bridgeverband boten eine Überfülle; eine Qual der Wahl, die nur durch die vorzügliche Organisation erleichtert wurde. Beim voran gegangenen achten Seniorentag 2006 in Köln war alles noch eine Spur überschaubarer gewesen.

Viel Leben am ESW-Stand

Vom diesmaligen Massenansturm bekam das ESW mit seinem Infostand naturgemäß viel an Interesse ab. Den Stand betreuten reihum die Vorstandsmitglieder Liesel Pohl, Dr. Karl Dieterich Pfisterer, Walter Weispfennig, Geschäftsführerin Elisabeth Heinecke, Schriftleiter Prof. Kurt Witterstätter sowie die Brotzeit-Aktiven Annemarie Theysohn, Hans Stapperferne und Luise Friebe. Unzählige, werbende Gespräche konnten geführt und Informationsmaterialien verteilt werden.



Blick in das vom ESW beigesteuerte Forum „Schöpferisch bleiben bis zum Lebensende“ Foto: privat

Das ESW bestritt in Leipzig unter Leitung Elisabeth Heinickes auch das erstaunlich gut und sehr altersgemischt besuchte Forum „Schöpferisch bleiben bis zum Lebensende“ mit der „Grü-

nen Dame“ Gabriele Trull und dem Hospizvereins-Vorsitzenden Hans-Peter Rüffin. Pfarrer i. R. Hans Stapperferne, dessen neues Mitmach-Buch auslag, sprach im Forum „Schöpferischer Umgang mit dem eigenen Alter“. Die stellvertretende ESW-Vorsitzende Dr. Erika Neubauer diskutierte für das ESW im Workshop „Senioren beleben ihre Stadt“ an den Beispielen Mecklenheim und Köthen und im Forum „Solidarisches Handeln von Jung und Alt“.



Foto: Wikipedia

Auf Luthers Spuren

ESW-Pilgerreise im September

Eine fünftägige Pilgerreise mit Wanderetappen bietet das ESW

unter dem Motto „Auf Luthers Spuren“ vom 16. bis 20. September dieses Jahres an. Die kombinierte Bus- und Fußweg-Pilgerreise (mit Wanderetappen zwischen 12 und 15 Kilometern mit Begleitbus) führt von Luthers Geburtsstadt Eisleben (Übernachtung in Seeburg) über Wettin und Köthen (Übernachtungen in Bernburg und Köthen) sowie ferner über Wörlitz und Coswig in die Theisenstadt Wittenberg (mit Übernachtung). Von dort geht es mit dem Bus über Halle nach Eisleben zurück. Der Preis liegt pro Person zwischen 395,-- und 420,-- Euro für vier Übernachtungen, Frühstücksbuffet, Abendessen und Busbegleitung (je nach Teilnehmerzahl; Einzelzimmer-Zuschlag 85,-- Euro). Anmeldungen (mit 100,-- Euro Anzahlung) umgehend an ESW, Postfach 10 11 42, 70010 Stuttgart, Tel. 0711/2159137; Mail: alber@diakonie.de

Das versöhnte Leben stärkt die Seele

Dr. Rolf Steinhilper referierte bei der ESW-Mitgliederversammlung in Kassel

„Der Sinn des langen Lebens liegt in der Absicht der Seele, unser Wesen und unseren Charakter zur Geltung zu bringen“. So umriss Pfarrer und Therapeut Dr. Rolf Steinhilper, Stuttgart, bei der ESW-Mitgliederversammlung in Kassel die Bedeutsamkeit des Alters. Zum Weiter-Wachsen trägt aber der Jugendlichkeitskult nicht bei, da er rückwärts gewandt ist, meinte der Referent. Heute werde aber erzähltes, gelebtes Leben wieder verstärkt gewürdigt.



Bei der Mitgliederversammlung in Kassel:
Geschäftsführerin Elisabeth Heinecke,
Vorsitzender Klaus Meyer und Referent Dr. Rolf Steinhilper
Foto: privat

Alte Menschen von ihrem Leben reden zu lassen, wozu Dr. Steinhilper die Kirchengemeinden aufforderte, heiße auch, sich zu Enttäuschungen zu bekennen. Das falle schwer. Aber zur eigenen Lebensgeschichte zu stehen stärke die Persönlichkeit. Die jetzt alte Kriegsgeneration habe mit wenig viel gelernt. Im Alter könne sie sich in der „Oberklasse der Schule des Lebens“ von den lange praktizierten Zielen des Schneller, Höher und Weiter lösen und zur inneren Umkehr gelangen. Nämlich einst von anderen empfangene Geduld, Liebe und Zuwendung wieder anderen zu schenken.

Das kann aber auch bedeuten, sich nach einem Leben voller Fürsorge für andere nun getrost in neue Hoffnung und Ruhe zu begeben: Wie ein Kind bei seiner Mutter dürfe die Seele in Gott ruhen. Das Referat von Dr. Rolf Steinhilper werden wir im ESW-Informationsbrief noch vollumfänglich abdrucken.

Bei Gott ist jeder willkommen

An solch geistlicher Zurüstung war die ESW-Mitgliederversammlung in der Kasseler Lutherkirche reich. In ihrer Andacht über Apostelgeschichte 10, Verse 34 und 35, stellte Dekanin Barbara Heinrich fest, dass bei Gott jeder unabhängig von Alter, Rasse und Bekenntnis willkommen sei. Auch die Kirche sollte sich klar machen, welchen Schatz die Älteren für ihre Gemeinden bedeuten. ESW-Vorsitzender Pfarrer Klaus Meyer forderte in seinem Tätigkeitsbericht die Kirchen auf, sich mit einer Alterspastoral und einer Theologie des Alters den Alten fundiert zuzuwenden.

Die Mitgliederversammlung beschloss auf den positiven Rechnungsprüfungsbericht von Dr. Thomas Neubert („ein großes Lob für Schatzmeisterin Christa Weinbrenner“) die Vorstands-

entlastung. Einig war man sich, die Mitgliederwerbung zu verstärken und eine Jahresversammlung 2010 möglichst in eines der anvisierten neuen Regionalgebiete (Mitteldeutschland, Rheinland oder Berlin) zu legen.

Leserbrief an die Redaktion: Enormer Qualitätssprung

Unser Leser Heinz Dauner des ESW-Informationsbriefs gab uns folgende positive Rückmeldung zu unserer Arbeit. Hier ein Auszug aus seinem Leserbrief:

„Als ich den letzten Informationsbrief erhielt, war ich überrascht, habe ich gestaunt und mich sehr gefreut. Es ist mir ein Bedürfnis, dem Ev. Seniorenwerk für seinen enormen Qualitätssprung nach vorn extra zu danken. Endlich hat der Informationsbrief das Format, das ich mir schon lange gewünscht habe. Die letzte Nummer enthielt sehr qualitätsvolle Informationen. Jetzt endlich ist das Blatt keine Schrift der Erbaulichkeitspflege mehr, sondern der Information, der Klärungen, der weiterführenden Impulse. Die Wahlprüfsteine sind die besten, die ich bis jetzt im kirchlichen Raum gelesen habe. Meinen Glückwunsch!“

Heinz Dauner, Calw

Das ESW ist Mitglied folgender Organisationen:

- Fachverband im Diakonischen Werk
der EKD:
K. Meyer

- BAGSO: Bundesarbeitsgemeinschaft
der Senioren-Organisationen:
E. Heinecke, E. Neubauer

- EAFA: Evangelische Arbeitsgemeinschaft
für Altenarbeit der EKD:
E. Heinecke, I. Pütter

- ÖAB: Ökumenische Arbeitsgemeinschaft
für Bibellesen:
R. Weiß

- AMD: Arbeitsgemeinschaft
Missionarischer Dienste:
F. Schroth

LIEBER HIMMLISCHER VATER,

ich bitte Dich um eine erholsame und entspannte Zeit.

Lass nicht zu, dass unsere hohen Erwartungen uns unter Druck setzen.

Gib, dass ich entdecke, welche kleinen und großen Freuden und Entdeckungen du uns bereithältst.

Carmen Jäger

Für Sie gelesen.... ...von Hans Steinacker

Ein Schmunzelbuch aus Absurdistan Augenzwinkernd und geschliffen, frech und feinsinnig, führt uns der bekannte freikirchliche Pastor und Rundfunkjournalist Andreas Malessa durch das Kirchenjahr. Da geht es unter anderem um das Wichteln am Valentinstag, Heilfasten vor Ostern und nicht zuletzt um die unerschöpfliche Katastrophenkomik der Vorweihnachtszeit ab Mitte September. Das Schmunzeln erstarrt bei der Frage des Rezensenten, was aus unseren christlichen Festen geworden ist.

Andreas Malessa. Von Reklamationstag bis Frohenleichnam. Kalendersatiren. Gebunden, 144 Seiten. 12,95 Euro. Gütersloher Verlagshaus

Von der verwandelnden Kraft eines Films Salvatore, ein Zeitgenosse wie Du und ich, sieht einen Film. Das wäre nichts Besonderes, wenn es sich nicht um Pasolinis berühmten Jesus-Film handeln würde. Der Betrachter hat mal Theologie studiert, aber voll gestopft mit den Zweifeln seiner neunmalklugen modernen Professoren, den „Schrotthändlern des Glaubens“, dann alles über Bord geworfen. Und nun verschlägt es ihn an einem Himmelfahrtsnachmittag ins friesische Leer, wo sein aus Kalabrien stammender, Gastarbeitender Vater gestrandet ist. Und dort „sieht“ Salvatore eine Geschichte, die auf dem Evangelium des Matthäus basiert. Salvatore ist religiös nicht ganz „unmusikalisch“ oder so abgestumpft, um die schwarz-weißen Bilder des Dichters und Filmkünstlers nicht wie einen vertrockneten Schwamm aufzusaugen. Er verlässt als ein anderer das kleine Kino, denn die Worte Jesu „Folge mir nach!“ haben ihn angesprochen. Der mit dem renommierten Büchner-Preis ausgezeichnete Autor erzählt mit literarischem Anspruch und Sprachkraft die Geschichte einer Sehnsucht. Seine Poetik des Glaubens ist ein bemerkenswertes Unikat in der Bücherflut der säkularen Verlage.

Arnold Stadler. Salvatore. 224 Seiten, Gebunden

mit Schutzumschlag, 17,90 Euro. S. Fischer

Schon wieder ein Vaterunser-Buch?

So fragt sich der bekannte Autor Pater Anselm Grün selbst, wenn er seine löbliche Absicht bekundet, eine neue Betrachtung über das Ur-Gebet der Christen vorzulegen. Dabei lässt der bekannte Autor einen weiten Atem erkennen, wenn er dabei die Schatzkammer der Kirchenväter und auch die neuen Ausleger bemüht, um uns das elementare und alle Christen verbindende Herrengebet als eine persönliche Gebetshilfe sozusagen neu ans Herz zu legen. Das ist dann keine trockene theologische Untersuchung, sondern die einladende Teilhabe an seiner eigenen, ganz persönlichen Glaubenserfahrung. Grün zeigt uns nämlich, dass es beim Beten um das Grundvertrauen in Gott, auf den Blick auf uns selbst, unsere Sorgen und auf das Verhältnis zu unseren Mitmenschen geht. Wenn man will, ist dieses Buch eine liebevolle Einladung, uns in das Zentrum des Glaubens führen zu lassen und mit den Jüngern zu sprechen: Herr, lehre uns beten! Anselm Grün. Vaterunser. 144 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag. 16,90 Euro. Vier-Türme-Verlag

Ein aktuelles Nachdenkbuch

Ein kluges Buch, das wie eine Provokation daher kommt, wenn der promovierte Volkswirt und Leiter einer agrarpolitischen Forschungsgruppe in der Schweiz sich zu der Behauptung versteigt und diese noch belegt, dass Wirtschaftswachstum und Vollbeschäftigung sinnvoll nicht erreichbar und wünschenswert seien. Sie dienen weder der Zufriedenheit der Menschen noch dem gesamtgesellschaftlichen Wohlbefinden. Profiteure seien vor allem die Wirtschaft mit ihren Statthaltern in der Politik. Starker Tobak, wenn der engagierte Quäker dann andere Konzepte ins Gespräch bringt. Er bezieht sich auf die moderne Glücksforschung, um Freundschaftsdienst statt Dienstleistung, Grundsicherung statt Pflicht zur Lohnarbeit, Solidarität statt Individualismus zu fordern. In der lesbaren und zur Diskussion anregenden Untersuchung geht es letztlich um die Fragen, wohin die Marktlogik

führt und welche Aufgaben dem Staat zukommen.

Stefan Mann. Markt, Glück und Staat. Wie Wirtschaft und Politik zu unserem Glück beitragen können. 13,5 x 20,5 cm, 123 Seiten, 12,95 Euro. Brendow

In den Wurzeln steckt das Leben

Das behauptet der Werbetext auf der Umschlagseite und trifft damit den Kern des Buches. In seiner bestechenden Einfachheit und klaren Sprache ist es in die Reihe der großen geistlichen Schriftsteller von Thomas von Kempfen bis Richard Foster zu stellen. Der koreanische Autor ist Pastor in Los Angeles, kann aber seine asiatische Spiritualität nicht verleugnen, wenn er uns sozusagen an die Hand nimmt, um uns den Dreiklang zu lehren: Langsam zu gehen und dabei auf das Wirken Gottes in und um uns zu achten, bewusst zu gehen, indem wir geistliche Übungen als Gelegenheiten nutzen, um Christus ähnlicher zu werden und schließlich bedächtig zu gehen, um Gottes Gnade und Schau in unserem Alltag noch tiefer zu erfahren. Ein Buch, das man weniger lesen als leben sollte und das auf den Nachtschisch gehört.

Joshua Chum-min Kang. Tief verwurzelt in Christus. Schritte zum Innehalten. 176 Seiten, gebunden, 13,5 x 21 cm, 14,90 Euro. Neufeld

Für Sie gelesenvon Kurt Witterstätter

Unverbindlicher Optimismus

Es hat etwas ungemein Befreiendes, an das Alter einmal entspannt und gelassen heran zu gehen, wie uns das Peter Gross und Karin Fagetti in ihrem bei Herder erschienenen, 191 Seiten starken Ratgeber „Glücksfall Alter“ vormachen: Mehr Platz, mehr Zeit, mehr Zuneigung, mehr Freiheit, mehr erlaubte Schwäche: Das alles bieten die schrumpfenden, postmodernen Gesellschaften ihren Alten. Vorbei das Gerede von der Defizitsituation. Die Alten dürfen noch einmal neu be-

ginnen, zumindest umsteuern. Das deutsch-schweizerische Autorenpaar hält es dabei bewusst offen, wohin denn nun die Reise der sinn-suchenden Alten gehen soll: In den alles fest haltenden Jugendwahn gewiss nicht. Dafür nur zur

gelassenen, loslassenden Altersweisheit? Die Autoren möchten den Alten „neue Tätigkeitsfelder“ erschließen, aber jenseits von Ehrenamt und unbezahlter Freiwilligenarbeit, die die Alten mangels Bezahlung angeblich nicht wollen. Bloß: Welche neuen Betätigungen bleiben dann noch? Daneben werden im Anschluss an Pater Anselm Grün das Loslassen und der „geordnete Rück-

zug“ propagiert als Entsprechung der Endlichkeit und Begrenztheit des Lebens. Eine „offene Zukunft“ jenseits des Todes könne Ängste abbauen, der „souverän Sterbende“ möge sich in andere Sphären begeben. Bei allem Philosophischen und Transzendenten schildern die Autoren auch die Befreiung der altersdominanten Gesellschaften vom ökonomischen Druck der Jugendgesellschaften und die Produktivität der Roboterhilfen, die unseren Gesellschaften zugute kommen.

Im Ergebnis wird ein optimistisches Alters-Buch vorgelegt. Seine Offenheit ist seine Stärke. Die Unverbindlichkeit aber auch seine Schwäche. Sicher sind Loslassen, Weiterbildung, Einsatz für andere und Sterben unter außerirdischen Horizonten die richtigen Fingerzeige. Aber sie erfolgen zu unverbindlich.

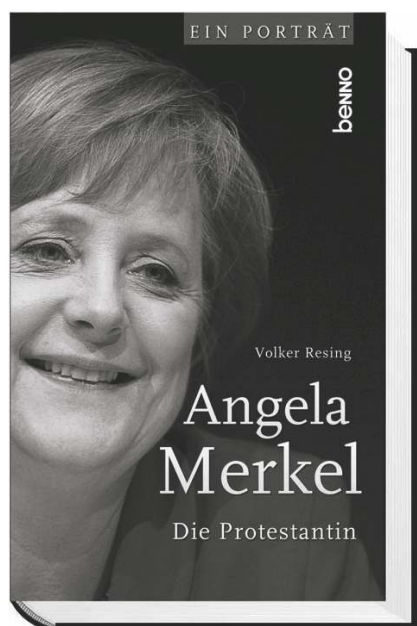
Peter Gross/Karin Fagetti: Glücksfall Alter. Alte Menschen sind gefährlich, weil sie keine Angst vor der Zukunft haben. 191 Seiten. Freiburg: Herder 2008. ISBN 978-3-451-29938-4. 14,95 Euro



Dienst und Demut

Die Karriereleiter vom Messdiener über die Junge-Union-Leitung zum Parteivorsitz durchlief Angela Merkel nicht. Und kam doch an die Spitze der CDU. Wo bleibt da unter der evangelischen Pfarrerstochter aus der DDR das Christliche sichtbar? Das fragen viele vor allem aus

dem die CDU lange dominierenden rheinischen Katholizismus. Der Hauptstadtkorrespondent der Bistumspresse Volker Resing versucht in seinem im Leipziger Benno-Verlag heraus gekommenen, 160seitigen Buch „Angela Merkel. Die Protestantin“ die Antwort zu geben. Das Religiöse trägt Angela Merkel nicht vollmun-



dig auf der Zunge. Ihren Glauben „verzweckt“ sie nicht politisch, stellt Resing fest. Gleichwohl fließen aus Merkels christlichem Glauben Maximen: Ihrem Land in Demut zu dienen. Fleiß, Disziplin und Prinzipientreue seien Mitgift ihres Vaters, des in ihrer Jugend in Templin/Uckermark in der brandenburgischen Pfarrerverbildung tätigen Pastors Horst Kasner, der einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ wollte. Die oft pragmatisch zu lösenden Konflikte der jungen Christin Angela zwischen Opposition (als Konfirmierte und Junges-Gemeinde-Mitglied) und Duldung des DDR-Systems (mit FDJ-Mitgliedschaft, Besuch der Erweiterten Oberschule und Physik-Studium in Leipzig) prägten Merkels Werdegang vor der Wende. Wie bei vielen ihrer Landsleute scheiterte die erste, zu früh geschlossene Ehe mit Ulrich Merkel. Rückbesinnung auf den Glauben helfen Angela auch heute noch, gesetzte Grenzen auszuhalten.

Resings chronologisch-biografisch aufgebautes Merkel-Buch zeigt anhand vieler veröffentlichter Quellen bis zu Merkels Bibelarbeiten auf den Kirchentagen von Hannover und Frankfurt, wie der immer pluraleren und entkirchlichteren CDU der gelebte Glaube auch ohne die Protestantin Merkel an der Spitze als Richtschnur abhandeln kam. Resing beweist dies an den in der Merkel-Zeit mehrheitlich eingenommenen Positionen der „C“-Partei zur Abtreibung, zur frühkindlichen, außerhäuslichen Betreuung von Kleinkindern und zur Stammzellforschung. Argumentierend abwägend sieht er die Kanzlerin da besonders dem katholischen Lager nicht mit heißem Herzen, sondern nur pragmatisch folgend, eher bedächtig abwartend als schnell zupackend. Sensibel behandelt der Autor Angela Merkels konfliktbesetzten Werdegang in der DDR, verständnisvoll das unaufdringliche Praktizieren ihres Christentums. Ein zeithistorisch und religionssoziologisch lesenswertes Buch mit Aktualität bis zu Merkels Papst-Kritik, ihr Angehen der Wirtschaftskrise und ihre Erwartungen an Präsident Obama im Jahre 2009.

Volker Resing: Angela Merkel. Die Protestantin. 160 Seiten. Benno-Verlag: Leipzig 2009. ISBN 978-3-7462-2648-4. 9,90 Euro



„Historische Orte des Genusses“ lautet das Motto des Denkmaltags am 13. September 2009. Zum Jahresthema werden historische Gasthäuser, Hotels, Kuranlagen und Bäder, Sport- und Spielstätten, Parks, Konzert-, Theater- und Kinosäle ihre Tore öffnen. Aber auch viele kirchliche Bauten werden am Tag des offenen Denkmals gezeigt.

Herausgeber:
EVANGELISCHES
SENIORENWERK -
Bundesverband für
Frauen und Männer im
Ruhestand e.V.

Vorsitz:
Klaus Meyer, Schlieffenstr. 3,
90491 Nürnberg
Telefon/Fax: 0911/591602,
e-Mail: Vorstand@eswb.de

Redaktion:
Prof. Kurt Witterstätter,
Alfred-Delp-Str. 1, 67346
Speyer -V.i.S.d.PR-
Tel.: 06232/3793, e-Mail:
Kurt.Witterstaetter@
t-online.de

Layout und Satz:
Manfred Storck,
Virchowstr. 14, 67063
Ludwigshafen
Tel.: 0621/523754, Fax:
0621/62900160, e-Mail:
Manfred.Storck@t-online.de
oder
esw.pressebuero@gmx.de

Zuschriften, Druckvorlagen
und Fotos werden an die
Redaktion erbeten!

Redaktionsschluß für die
ESW-Info 4-2009 ist der
1. September 2009

Ständige Mitarbeiter:
Ingrid Bader und Gudrun
Dirscherl, Ludwigshafen;
Kalligraphie: Klaus Dieter
Härtel, Bad Münster am
Stein-Ebernburg;
Druck: DW-Druckerei,
Filderstadt.

Versand:
ESW-Geschäftsstelle
Frau Anneliese Alber

Der ESW-Informationsbrief
erscheint vierteljährlich. Der
Bezugspreis wird durch den
Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Nachdruck gestattet, Beleg-
exemplare sind Pflicht.

Geschäftsstelle
Stafflenbergstraße 76
70184 Stuttgart
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart
Telefon: (07 11) 21 59 - 136 / 137
Telefax: (07 11) 21 59 - 550
esw@diakonie.de
www.evangelisches-seniorenwerk.de